Nr. 188 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 18. August 1929

Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20 % Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 8. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Kohlenstaubexplosion auf „Hillebrandt"

16 Tote — Opfer ihres Berufes — Die Bergungsaktion noch nicht beendet

Wieder ist diese Schachtanlage von einer schweren Katastrophe heimgesucht worden. Am Freitag, früh 8 Uhr, entstand auf eine noch nicht geklärte Weise, im Gerhard-Flöz der 6000-Meter-Sohle, eine schwere Kohlenstaubexplosion. Dieser fielen 16 brave Bergleute zum Opfer. Die sofort eingesetzte Rettungsmannschaft barg die ersten 3 Toten um 12 Uhr. Weitere 6 Tote wurden in den späten Abendstunden zu Tage gefördert. Die restlichen 7 Vermißten waren z. Zt. unseres Berichtes noch nicht geborgen, sind aber aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht mehr lebend zu retten. Von den Verunglückten sind 7 Familienväter und 9 Ledige. Die Namen derselben sind folgende: Burek Emanuel, Bubala Theodor, Ceglarek Georg, Cieslik Josef, Cebulla Maximillian, Donczyk Franz, Daniel Franz, Kilka Johann, Kauf Josef, Koszielski Wladislaus, Schweda Rudolf, Wiezcorek Gregor, Serafin Josef, Wojtuszka Ewald, Krzciuk Ludwig und Jarik Roman.

Die Bergbehörde von Königshütte war sofort an Ort und Stelle. Die Bevölkerung strömte nach den ersten Nachrichten scharenweise nach der Schachtanlage; jeder befürchte für seine Angehörigen das Schlimmste. Die Rettungsarbeiten sind noch nicht abgeschlossen und werden wir nächstens genauer Bericht erstatten.



Der Oberkommandierende der russischen Streitkräfte an der mandschurischen Grenze

die nach den letzten Nachrichten die Feindseligkeiten gegen China bereits eröffnet haben sollen, ist General Galen, der frühere militärische Ratgeber der chines. Nationalregierung.

Neue Lösungsversuche im Haag

Unterredung Briand-Stresemann — Die englischen Forderungen — Optimistische Stimmung im deutschen Lager

Haag. Der französische Ministerpräsident Briand hat heute vormittag Dr. Stresemann im Hotel Aranje einen Besuch abgestattet. Die Annahme liegt nahe, daß dieser Besuch zu dem Zweck erfolgt ist, zwischen der deutschen und französischen Abordnung eine Aussprache über die Lage herbeizuführen. Je aussichtsloser die finanziellen Verhandlungen werden, um so stärker tritt die Frage in den Vordergrund, wie das Schicksal der politischen Konferenz im Haag sein wird. Diese Frage ist bisher noch in keiner Weise geklärt worden. Die deutsche Auffassung, daß die politischen Verhandlungen fortgesetzt werden müßten, falls die finanziellen Verhandlungen scheitern, dürfte von den anderen Delegationen nicht geteilt werden. Es hängt also jetzt alles von dem Verlauf der finanziellen Verhandlungen ab.

Heute nachmittag ist eine neue Besprechung zwischen den finanziellen Sachverständigen der vier Mächte und den englischen Sachverständigen vorgesehen, in der versucht werden soll, gemeinsam eine praktische Grundlage für die weiteren Verhandlungen zu suchen. Man sieht die Möglichkeit eines Ausweges jetzt in der Richtung, daß die formale englische Forderung, eine Unterkommission des Finanzausschusses für die Erörterung der drei englischen Forderungen einzusetzen, angenommen wird und daß dann innerhalb dieses Unterausschusses die Versuche zu einer praktischen Einigung fortgesetzt werden. Bisher war die Forderung der Bildung dieses Unterausschusses auf französischer Seite auf heftigen Widerstand gestoßen, da man auf seiten der Franzosen hierin den Anfang einer Revision des Youngplanes sehen zu müssen glaubte.

In Kreisen der deutschen Abordnung wird die Lage weit weniger pessimistisch beurteilt, als dies bei sämtlichen anderen Abordnungen der Fall ist. Man ist der Auffassung, daß ein Scheitern der Konferenz im Hinblick auf die außerordentliche Bedeutung der zur Verhandlung stehenden Fragen unmöglich sei und daß keine Regierung hierfür die Verantwortung auf sich nehmen werde. Nach wie vor ist festzustellen, daß eine Einigung in den finanziellen Fragen jeden Augenblick möglich ist, falls Frankreich sich zu Zugeständnissen bereitfindet. Das ist tatsächlich der einzige Ausweg aus der gegenwärtigen Krise. Ob er beschritten werden wird oder nicht, hängt jetzt von der endgültigen Stellungnahme der französischen Regierung ab.

Doch Krieg im fernen Osten

London. Im Anschluß an die Ablehnung der Sowjetregierung mit dem Abgesandten der Nankingregierung in dem mandschurischen Konflikt weiter zu verhandeln, hat Marschall Tschanghsueliang bedeutende Verstärkungen nach der Front entsandt. General Wang hat Mukden mit einer Streitkraft von 20 000 Mann verlassen, die für den östlichen Endpunkt der chinesischen Osteisenbahn bestimmt sind. Ein anderer Truppenführer ist mit einer gleich großen Streitkraft nach dem westlichen Endpunkt der Bahn abmarschiert. Marschall Tschanghsueliang wies gegenüber dem Mukdener „Times"-Korrespondenten darauf hin, daß seine Politik darauf abziele durch friedliche Verhandlungen eine Lösung des mandschurischen Konfliktes zu erreichen. Die Entsendung von Truppenverstärkungen nach der Grenze erfolge nur, weil Moskau seine Absichten offenbar falsch verstanden habe. In Mukden sind inzwischen weitere Gerüchte über kleinere Zusammenstöße an der Grenze eingegangen, bei denen etwa 20 Mann auf jeder Seite getötet wurden.

Wird Snowden das Viermächteangebot annehmen?

London. Dem Verlauf der heutigen privaten Verhandlungen im Haag am Freitag ist man in London mit starker Spannung gefolgt. Die in französischen und englischen Kreisen vorherrschende Anschauung, daß Snowdens Wunsch auf Vertagung der Sonnabendsitzung des Finanzausschusses auf Montag oder Dienstag als ein sehr gutes Anzeichen gewertet wird, wird nicht ohne weiteres geteilt. Der Sonderberichterstatter des „Evening Standard" berichtet im Gegenteil, daß er von maßgebender Seite zu der Erklärung ermächtigt sei, daß selbst die Erfüllung der britischen Forderungen auf Erhöhung des englischen Jahresanteiles um 2,4 Millionen Pfund bis zu 80 v. H. von Schatzkanzler Snowden abgelehnt würde. Diese Ablehnung bezieht sich aber offenbar nur darauf, was man auf englischer Seite anstatt des gemachten allgemeinen Angebotes genaue zahlenmäßige Unterlagen verlangt.

Trotz Zusicherung der Alliierten noch keine Bekanntgabe des Räumungstermins!

Haag. Die für Sonnabend vorgesehene Bekanntgabe des Räumungstermins der drei Besatzungsmächte England, Frankreich und Belgien ist zunächst auf Montag verschoben worden. Für Montag ist eine neue Vierminister-Besprechung von Deutschland, Frankreich, England und Belgien über die Räumungstermine vorgesehen. In maßgebenden Kreisen der Konferenz meint man, daß die endgültige Entscheidung über die politischen Fragen erst während der Septemberversammlung des Völkerbundes in Genf erfolgen wird.

In der Freitagbesprechung zwischen Briand und Stresemann ist wieder die Saarfrage behandelt worden. Sachliche Ergebnisse liegen nicht vor, jedoch rechnet man auf deutscher Seite mit einem Fortgang der unmittelbaren Saarverhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich.

Von englischer Seite ist in der Freitagunterredung zwischen Stresemann und Henderson von neuem betont worden, daß England keineswegs die Absicht habe, an Deutschland die Forderung zu richten, nach Inkrafttretens des Youngplanes die Besatzungskosten zu tragen. Der von englischer Seite bekanntgegebene Wunsch, Deutschland möge im Falle einer sofortigen und endgültigen Räumung eine Geste tun, soll sich, wie versichert wird, ausschließlich auf Deutschlands Ansprüche auf die Besetzungskosten beziehen, über deren Höhe und Berechnung zurzeit noch keinerlei Klarheit besteht.

Schwere Explosion im rumänischen Petroleumgebiet

Bukarest. Bei den Arbeiten zum Löschen des großen Petroleumbrandes in Moreni entstand am Freitag in einem Schacht eine schwere Explosion. Die Erschütterungen waren auf weite Entfernungen spürbar. Bis jetzt wurden 13 Schwerverletzte geborgen. Nach Ansicht der Fachleute ist es infolge der Explosion nicht mehr möglich, den Riesenbrand zu löschen. Man rechnet damit, daß der Brand noch einige Monate fortdauern wird.

Patriotismus und Erkenntnis

Das polnische Volk hat eine Reihe von schönen Erinnerungstagen an seine heldenmütigen Kämpfe um seine staatliche Befreiung, um seine Unabhängigkeit. Und immer wieder waren es die breiten Massen, die arbeitenden Schichten, die das Groß der Kämpfer darstellten. Wieder feiern wir im polnischen Staat einen solchen Erinnerungstag, das Andenken an den Augustaufstand von 1919. Es liegt uns fern, diese Tat der oberschlesischen Bevölkerung irgendwie herabzuwürdigen, wenn wir auch in der Beurteilung zu einem anderen Ergebnis kommen, als es unseren „Patrioten" angenehm sein mag. Denn es war nicht der elementare Wunsch der Bevölkerung, sondern das politische Spiel einiger Hintermänner, über die heute die Geschichte teilweise ihr Urteil gesprochen hat, ja, sie selbst von der Teilnahme am Genuß der errungenen Unabhängigkeit beiseite gestellt hat. Die arbeitende und bäuerliche Bevölkerung hat aber in den wenigen Aufstandstagen gezeigt, daß sie gewillt war, das Joch abzustreifen, welches ihr die preußischen-kaiserlichen „Kulturträger" aufgezwungen haben, indem sie ihr Nationalbewußtsein, soweit man von einem solchen in Oberschlesien überhaupt sprechen kann, ausrotten wollten. Diese Unterdrückungs- und Germanisierungspolitik hat sich bitter gerächt und Preußen-Deutschland einen großen Teil seiner reichsten Gebiete gekostet. Der Aufstand von wenigen Tagen, der Oberschlesien ohne Abstimmung mit einem Gewaltstreich an Polen bringen wollte, ist vom Grenzschutz niedergeschlagen worden. Wir sind heute über diese leidensvollen Tage hinweg, um nochmals all das Elend und den Ausbruch der nationalen Leidenschaften in Erinnerung zu bringen. Aber wenn man heute der sogenannten Missetaten des Grenzschutzes gedenkt, dann vergesse man nicht der Leiden der deutschen Arbeiter, der Gewerkschaftler insbesondere, die von den Aufständischen weit schlimmer verfolgt, verprügelt, von Haus und Familie vertrieben wurden. Die nationale „Bestie" war auf beiden Seiten nicht besser, und wenn wir daran erinnern, so nur deshalb, weil wir damals wie heute die offene Frage stellen: **Was hat nun der Arbeiter davon, der die Hauptopfer gebracht hat und wie verhalten sich auch heute die Nutznießer seines Kampfes um die nationale Befreiung zu ihm?**

Es ist ein gewaltiger Irrtum der arbeitenden Volksschichten, wenn sie glauben, daß nationale Begeisterung auch soziale Befreiung bedeutet. Die polnische Arbeiterklasse aller Nationen dieses Staates hat in der Nachkriegszeit daraus die bittersten Lehren ziehen können. Die Bourgeoisie aller Nationen und in allen Staaten findet sich mit dem Wechsel der Staatsnamen rasch ab, sie hat nur ein Ziel, den Gewinn. Neben der Arbeiterklasse bleibt ein Teil des Kleinbürgertums, der Kleinbauern und Beamten, die sich als sogenannte Besitzende fühlen, aber der Sache nach

im kapitalistischen Wirtschaftssystem dem Proletariat zugehören, ihre Klassenlage noch nicht erkannt haben und die dann von der „Nationalität“, ihrem Nationalbewußtsein, schwärmen. Aber eine Handbewegung der „Großen“ belehrt sie davon, daß sie nichts anderes sind als Opfer der heutigen privatkapitalistischen Gesellschaftsordnung. Ob deutsch oder polnisch, das ist nicht die Frage, sondern wer beutet uns aus, und der Staat selbst, der sich so stolz rühmt, der Beherrscher der Nation zu sein, ist doch bloß Vollzugsgewalt des internationalen Finanzkapitals, welchem er die besten Güter der Staatsnation opfern muß, wenn er seine Landesprodukte erzeugen will und diese auch wieder auf dem Weltmarkt absetzen darf. Man schimpft zwar über die Rigorosität dieses Handels, entrüstet sich zum Beispiel über die „deutschen“ Einflüsse in Oberschlesien und setzt alles in Bewegung, um sich amerikanischen Ausbeutern kniefällig zu unterordnen. Natürlich geht es nicht nur Polen so, sondern allen Staaten, die der Nachkriegszeit ihr Dasein verdanken oder Freunden politischer Art ihre Sanierung bezeugen müssen. Aber in diesem Prozeß tragen die breiten schaffenden Volksschichten die Kosten, die Opfer, und als Dank hierfür veranstaltet man ihnen Erinnerungstage, schwelgt von Patriotismus, um den breiten Massen so den Weg zur Erkenntnis ihrer Klassenlage zu versperren.

Wir waren dieser Tage Zeugen solch nationaler Begeisterung im Reich. Auch dort hat man eine Verfassung gefeiert, die republikanische Staatsform gepriesen, aber man müßte sich dessen erinnern, daß sie vorerst nur Form ohne Inhalt ist. Bei allen Vorteilen, die diese Verfassung der deutschen Arbeiterklasse gibt, ist es doch ein steter Kampf um den sozialen Inhalt, der eben vom Kapitalismus hintertrieben wird, weil selbst bei allen demokratischen Verankerungen der Arbeiterklasse die Mehrheit fehlt, die Mehrheit im Parlament, im Reichstag, um solche Gesetze zu schaffen, die der Arbeiterklasse den vollen Ertrag ihrer Arbeit sichern. Auch bei dieser Verfassungsfeier kam zum Ausdruck, daß nationalistische Kräfte am Werk sind, die die Staatsform ändern wollen, wieder aus dem Volksstaat einen Kerker des Absolutismus, des Monarchismus machen wollen. Aber die hohe Kulturstufe des deutschen Arbeiters, des sozialistisch orientierten insbesondere, wird es natürlich nicht zulassen, daß das Rad der Geschichte rückwärts gedreht wird. Durch proletarische Erkenntnis geht der Weg des deutschen Arbeiters zum sozialistischen Ziel, mag dieser Weg auch beschwerlich, hart, lang und vielleicht auch von so manchen Niederlagen belegt sein.

Wir sind weit davon entfernt, um dem oberschlesischen Arbeiter Erinnerungstage zu mißgönnen. Aber er soll auch aus solchen Erinnerungstagen Erkenntnis schöpfen, daß nationale Begeisterung ihn nicht weiter bringt, sondern daß auch er kämpfen muß, wenn er seine soziale, politische und wirtschaftliche Befreiung erreichen will. Wie es mit diesen Dingen bestellt ist, daran brauchen wir die oberschlesische Arbeiterschaft deutscher und polnischer Zunge nicht erinnern. Der polnische Arbeiter hat wohl durch die Aufstände seine nationale Wiedergeburt und den selbständigen Staat erreicht, aber in Oberschlesien wird er kaum behaupten können, daß er sozial irgendeine Verbesserung zu verzeichnen hat. Die Firma hat gewechselt, statt des deutschen Kapitalisten ist der internationale Kapitalismus eingetreten und mit ihm eine schärfere Unterdrückung, eine noch rücksichtslosere Ausbeutung. Und politisch tritt hinzu, daß er auch mundtot gemacht wird, wenn er es wagt, gegen diese Zustände kritisch vorzugehen. So manchem Helden des polnischen Aufstandes schleudert man heute das Wort „Staatsfeind“ entgegen, weil er sich nicht in die patriotische Begeisterung stürzen will. Wir verzichten auf eine Analyse des Versprochenen und Gewordenen, weil solche Vergleiche höheren Orts nicht geduldet werden.

Und in diesen Tagen patriotischer Begeisterung, die letzten Endes immer in Verschärfung der nationalen Gegensätze bei der Bevölkerung ausarten muß, erinnern wir daran, daß die Befreiung der Arbeiterklasse nur das Werk der Arbeiter selbst sein kann. Es mag ja sein, daß sich unsere Staatslenker einbilden, das „Volk“ zu befreien, ihm eine bessere Zukunft zu schaffen, wenn sie statt der Demokratie die Diktatur aufzwingen, Verfassungen ändern wollen, um die mißliebigen Elemente von der Staatsmacht fernzuhalten. Aber die breiten Massen wollen keine Bevormundung von Nationalhelden, sie fühlen sich reif genug, um ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. Und darum wiederholen wir, was hier schon oft gesagt wurde, nationale Befreiung gibt es im kapitalistischen Staatswesen unter Herrschaft der Bourgeoisie nicht. Erst wenn die breiten Schichten der Hand- und Kopfarbeiter durch sozialistische Erkenntnis die politische Staatsmacht errungen haben, erst dann gibt es soziale und nationale Gleichberechtigung aller Bürger im Staat. —ll.

Vor der Einigung in der englischen Baumwollindustrie

London. Wie aus Manchester gemeldet wird, haben sich die Lohnausschüsse der Arbeitgeber nunmehr dazu bereit erklärt, sich im Streik in der Baumwollindustrie einem Schiedsgericht zu unterwerfen. Mit Hilfe des ständigen Unterstaatssekretärs im Arbeitsministerium, Sir Horace Wilson, wurden von beiden Parteien die Bedingungen des Schiedsgerichtsverfahrens festgelegt. Geprüft werden soll der Antrag der Arbeitgeber auf Herabsetzung der Löhne um 25 v. H., wobei beiden Teilen ausreichend Gelegenheit gegeben werden soll, ihren Standpunkt darzulegen. Die Entscheidung des Schiedsgerichts wird von beiden Seiten als bindend anerkannt. Es setzt sich aus einem unparteiischen, sowie zwei Arbeitgeber- und zwei Arbeitnehmervertretern zusammen. Den Spinnereien wird freigestellt, die Arbeit am Montag, den 19. August, bis zur Urteilsfällung zu den alten Bedingungen wieder aufzunehmen. Im gesamten Lancashire-Gebiet herrscht große Befriedigung über das Ergebnis, das wohl in erster Linie dem Eingreifen des Ministerpräsidenten zu verdanken ist.



Eisenbahnunglück bei Breslau

Bei dem Breslauer Vorort Brockau ereignete sich in der Nacht zum 15. August ein Zusammenstoß zwischen einem Personenzug und einem Triebwagen, bei dem ein Oberschaffner getötet und zehn Personen (zum Teil schwer) verletzt wurden.

Londoner Stellungnahme zu den Ereignissen im Haag

London. Auf Grund der am Freitag mittag aus dem Haag vorliegenden Berichte, beurteilt man in maßgebenden Kreisen Londons die Möglichkeiten einer Einigung in letzter Minute sehr zurückhaltend. In Uebereinstimmung mit der englischen Haltung bei allen solchen Gelegenheiten vermeidet man es, sich durch Extreme optimistischer wie pessimistischer Art beherrschen zu lassen. Doch ist unverkennbar, daß die Unterbrechung der Konferenzarbeiten nicht mehr überraschen würde. Die Stellung Englands zu den Finanzfragen wird hierdurch fürs erste nicht beeinflußt. Auch für später ist ein Frontwechsel unwahrscheinlich. In den politischen Fragen ist die Entwicklung gleichfalls eindeutig. Es besteht kein Grund, etwa anzunehmen, daß England nach dem Scheitern der Konferenz sein Räumungsversprechen nicht durchführen werde. Die Sonderräumung gilt zwar nach wie vor als eine wenig befriedigende Lösung, daß sie aber, wenn ein anderer Ausweg nicht mehr bleibt, erfolgen wird, erscheint sicher. In beiden Fragen hat ein negativer Ausgang der Haager Konferenz für die englische Regierung gewisse taktische Nachteile. An sich ist ihre Stellung aber so stark, daß alle Hoffnungen, die Zermürbungstaktik werde schließlich doch Erfolg haben, eine sehr gewagte Spekulation darstellt. Die weitere Entwicklung läßt sich im Augenblick noch nicht übersehen. Macdonalds Anwesenheit in Genf während der Herbsttagung, würde wahrscheinlich neue Momente bieten. Jeder Versuch eines Ausspielens seiner Person gegen Snowden und Henderson müßte aber mit einem Fehlschlag enden.

Sechs Opfer eines Irrsinnigen

Mailand. In einem Dorf bei Santa Margaritha in der Provinz Padua wurden sechs Personen Opfer eines Irrsinnigen. Da die Behörde ihm das Tragen von Waffen verboten hatte, schwur er Rache. Nachdem er durch Zufall in den Besitz eines Gewehrs gelangt war, schoß er aus dem Hinterhalt auf ein Auto, in dem sich der Bezirksarzt und andere Personen befanden. Auf das Krachen des Schusses schrie der Arzt aus, da er glaubte, ein Reifen sei geplatzt. Er hatte dabei sein zweijähriges Kind im Arm. Im gleichen Augenblick krachte ein zweiter Schuß und tötete das Kind. Weitere Schüsse folgten, durch die fünf Personen mehr oder minder schwer verletzt wurden.

Neun Gebäude durch Blitzschlag eingeäschert

Kottbus. In Kottbus und Umgebung ging in der Nacht zum Freitag ein schweres, fast fünf Stunden dauerndes Gewitter nieder. Während in Kottbus selbst nur Störungen in der Lichtversorgung zu verzeichnen waren, schlug im Dorf Groß-Lieskow ein Blitz in die Scheune des Landwirts Altkrüger, die in wenigen Minuten mit allen Erntevorräten ein Raub der Flammen wurde. Infolge des starken Windes griff das Feuer auf eine benachbarte Scheune über, sowie auf weitere Gebäude. Insgesamt sind neun Gebäude ein Opfer der Flammen geworden. Das Pfarrhaus konnte nur mit größter Anstrengung gerettet werden. Die Feuerwehren der benachbarten Ortschaften kamen zwar schnell herbei, vermochten jedoch nichts auszurichten. Der Gesamtschaden beträgt etwa 60 000 Mark.

Schweres Flugzeugunglück bei Bukarest

Budapest. Wie der „Ac Est“ aus Bukarest meldet, hat sich dort ein schweres Flugzeugunglück ereignet. Ein Flugzeug mit zwei Offizieren an Bord führte über Bukarest einige schwierige Schauflüge aus. Die Flieger nahmen sodann Kurs auf Cotroceni. Dort versagte die Maschine plötzlich und sauste wie ein Pfeil zu Boden. Die lebensgefährlich verletzten Flieger wurden nach Bukarest ins Krankenhaus gebracht. An ihrem Aufkommen wird gezweifelt.

Spritschmuggler an der dänischen Küste aufgebracht

Kopenhagen. Kaum sind die hellen Nächte vorbei, so haben die Spritschmuggler ihre Tätigkeit auch schon wieder aufgenommen. Den dänischen Zollbehörden ist bereits in der vergangenen Nacht ein guter Fang gelungen. Ein Patrouillenboot, das sich in der Nähe von Mön aufhielt, beobachtete ein Boot, das sich mit abgeblendeten Scheinwerfern der Küste zu nähern versuchte. Als das geheimnisvolle Boot sich entdeckt sah, versuchte es zu entkommen. Es entspann sich eine aufregende Jagd. Erst in der internationalen Zone konnte man das geheimnisvolle Boot erreichen. Es hatte bei einem größeren Fahrzeug, wahrscheinlich einem Spritdepot, Schutz gesucht. Als die Beamten an Bord gehen wollten, wurden sie von dessen Besatzung mit Revolvern bedroht. Als ein deutsches Patrouillenboot zu Hilfe kam, fühlten sich die Schmuggler dieser Uebermacht nicht gewachsen, und flüchteten an Bord des Mutterschiffes. Das Boot, dessen Aufenthalt in die internationale Zone insofern berechtigt war, als es sich im dänischen Hoheitsgebiet aufgehalten hatte, wurde beschlagnahmt und nach Kopenhagen gebracht. Es wurden auf ihm 1400 Liter Sprit gefunden.

Ueberfall auf einen Geldtransport

Zwei Personen getötet.

Euskirchen. Am Freitag mittag wurde in Mechernich, Kreis Schleiden-Eifel, ein schwerer Raubüberfall auf einen Lohngeldtransport der Gewerkschaft „Mechernicher Werke“ ausgeführt. Ein vom Grubenförster, einem Versicherungsbeamten und zwei Angestellten begleiteter Geldtransport wurde auf einem einsamen Waldwege in der Nähe der Grube „Virginia“ von vier maskierten Räubern, im Alter von 25—30 Jahren, überfallen. Die Räuber gaben eine Anzahl Schüsse ab, die von den Ueberfallenen unverzüglich erwidert wurden. Hierbei wurde der Sicherheitsbeamte getötet und der Grubenförster schwer verletzt, so daß er bald darauf verstarb. Die beiden anderen blieben unverletzt. Nachdem die Räuber 10 000 Mark geraubt hatten, sind sie auf Fahrrädern in der Richtung nach der Ahr hin geflüchtet. Die Verfolgung wurde sofort aufgenommen.





Die Sieger des Europa-Rundfluges?

Obgleich die Wertungsliste des am 14. August beendeten Europarundfluges erst in einigen Tagen aufgestellt sein kann, wird als vermutlicher Sieger in der ersten Kategorie der Tscheche Kleps (links), in der zweiten Kategorie der Deutsche Lusser (rechts) genannt.

Polnisch-Schlesien

Obstzölle und Obstteuerung

Der strenge Frost hat in den Obstgärten arge Verwüstungen angerichtet und die meisten Obstbäume sind eingegangen. Stellenweise wurden alle Obstbäume vernichtet und tragen nicht nur keine Früchte aber auch kein Laub. Mit der Obstherrlichkeit ist es also bei uns aus, und wir möchten 90 gegen 10 wetten, daß in diesem Jahre kein schlesisches Arbeiterkind eine Kirsche gekostet hat, es sei denn, daß sie weggeworfen wurde. Wir leben jetzt gerade in der Obstzeit, aber von Obst sieht man auf den Wochenmärkten sehr wenig. In anderen Jahren um diese Zeit wurde das Obst fuhrenweise angefahren, während man heute nur hie und da einige Aepfel und Pflaumen sieht, die die Größe eines Taubeneies aufweisen. Birnen und Herbstpflaumen dürfte es in diesem Jahre recht wenig geben, weil gerade diese Sorte von Obstbäumen durch den Frost am allerärgsten mitgenommen wurde. Wer in diesem Jahre Obst essen will, der muß schon eine vollgespickte Börse haben oder er geht nach Beuthen und kauft sich dort das ausländische Obst, wie Bananen, Apfelsinen, Aprikosen, Datteln, Feigen und anderes. In Deutschland sind diese Obstsorten billig, bei uns sind sie selbst für besser gestellte Menschen unerschwinglich. Kostet doch ein Kilogramm Bananen in Kattowitz zwischen 11 und 12 Zloty, ein Kilogramm Pfirsiche ebensoviel, Apfelsinen 10 Zloty, Feigen 8—9 Zloty, Melonen, die in Ungarn pro Kilogramm 10 Groschen kosten, 5—6 Zloty, Datteln, die durch keine Obstsorte ersetzt werden können, 12 Zloty usw. Wie kann aber das ausländische Obst bei uns billig sein, wenn wir vielfach das 20fache von dem an Zoll bezahlen müssen, was das Obst überhaupt kostet. Zoll wird noch dazu von der Bruttosendung, also auch von der Verpackung berechnet. An Zoll müssen wir zahlen bei Bananen von 100 Kilogramm brutto 340 Zloty plus 10 Prozent Aufschlag und Manipulationsgebühren. Hinzukommt noch die Importprämie und sonstige Kosten, wie Lagergeld und andere. Bei Pfirsichen betragen die Zollgebühren dasselbe wie bei Bananen. Bei Apfelsinen kostet der Zoll pro Stück durchschnittlich 50 Groschen, bei Feigen per Kilogramm 3 Zloty, bei Tomaten und beim Blumenkohl 2.15 pro Kilogramm, bei Melonen 80 Groschen, bei Datteln sogar 4 Zloty pro Kilogramm und selbst bei Zwiebeln 20 Zloty pro 100 Kilogramm ohne Rücksicht auf die Jahreszeit. Johannisbrot, woran wir alle als Kinder geknabbert haben, darf überhaupt nicht eingeführt werden. Zu diesen hohen Zöllen kommt noch der Profit des Grossisten und des Detaillisten und die Frachtspesen und selbstverständlich die Umsatzsteuer. Aber das ist noch lange nicht alles, was bei uns die Verhältnisse kennzeichnet. Alle diese ausländischen Obstsorten sind kontingentiert, d. h. die Regierung schreibt vor, wieviel eingeführt werden darf und wo das Obst gekauft werden darf. Die Regierung hat angeordnet, daß 1700 Tonnen Obst in Wien gekauft werden müssen. Wien bezieht die Südfrüchte selbstverständlich aus den Südländern, weil sie in Deutsch-Oesterreich nicht wachsen. Deutsch-Oesterreich hat aber auch Zölle für die Südfrüchte eingeführt und wir müssen diese österreichischen Zölle mitbezahlen. Ferner müssen wir den Profit der österreichischen Kaufleute bezahlen. Polnische Bürger in Polen zahlen österreichische Zölle! Hat schon jemand so etwas gehört. Der österreichische Minister muß bestätigen, daß die Bananen, Datteln, Apfelsinen usw., die nach Polen eingeführt werden, aus Wien stammen. Kann man sich da einen größeren Unsinn vorstellen? Deutschland hat auch Zölle für Südfrüchte eingeführt, aber dort versteht man wenigstens zu denken. Man hat den sogenannten Periodenzoll eingeführt. Ist inländisches Obst genügend vorhanden, dann werden die Zölle für ausländisches Obst erhöht, und in jener Zeit, wo kein oder wenig inländisches Obst da ist, so werden die Zölle für die Südfrüchte ermäßigt. Gegenwärtig hat Bessarabien, das bekanntlich Rumänien angehört, große Obstmengen, und die Produzenten ersuchten ihre Regierung mit Polen zu verhandeln, damit sie bei uns ihr Obst absetzen können. Es wird verhandelt und es ist zu erwarten, daß die Verhandlungen im Januar beendet werden, wenn das Obst bereits verfault ist.

Esset Obst, weil Obst gesund ist! —

Der Streik der Holzarbeiter beigelegt!

Durch Vermittlung des Arbeitsinspektors, Herrn Maske, ist der Streik am Mittwoch beigelegt worden. Wem der Sieg bei diesem kurzen Kampf zugesprochen werden kann, können nur diejenigen beurteilen, die die Verhältnisse richtig kennen. Bestimmt nicht all die Blätter, wie „Polska Zachodnia“, „Gazeta Robotnicza“, „Oberschles. Kurier“ usw., die den Streik am liebsten schon am ersten Tage zusammengebrochen gesehen hätten. Man kann von auch arbeiterfreundlichen Blättern dieser Sorte nicht mehr verlangen. Das Gruseln hat jeden gepackt, die die paar Zeilen im „Oberschl. Kurier“ gelesen, wonach drei Kattowitzer Tischler nach Siemianowice kamen und die dortigen Kollegen so bearbeiteten, daß letztere in den Streik eintraten. Also furchtbar. Und dennoch kamen diese mit heilen Knochen nächsten Tag nach Kattowitz und schlossen sich dem Streik an. Nur eines hat der „Kurier“ vergessen zu schreiben, daß Tischlergesellen am zweiten Streiktag 40 Groschen die Stunde angeboten wurden. Die anderen Zeitungen schrieben schon Mittwoch früh vom Zusammenbruch des Streiks, ohne sich richtig zu orientieren. Also recht kapitalistisch.

Die Holzarbeiter haben durch den Streik 6 Groschen gewonnen, was nicht viel ausmacht, wenn sie 4 Groschen nachlassen mußten. Die letzten fünf Minuten gehören trotzdem nicht den Arbeitgebern sondern der Myslowitzer Polizei, die sich so schneidig für die Streikbrecher und entgegengesetzt den Streikenden gegenüber benahm. Wahrscheinlich hat sie sich den zugewanderten Herrgott von Myslowitz besonders ins Herz geschlossen. Auch die Kattowitzer Polizei ist auf Befehl der Arbeitgeber aufgefahren, war indessen doch anständiger.

Vergessen sollen auch verschiedene Herren Arbeitgeber nicht werden, die am fünften Streiktage schon mit Ausweisungen aus eigenen Wohnungen und schriftlichen Massenentlassungen drohten, aber wenig imponierten.

Auch die Holzarbeiter haben den Fehler begangen, daß sie auf schriftliche Anerkennung ihrer Forderungen von acht Firmen die Arbeitsaufnahme am Montag genehmigten und dadurch eine bestimmte Depression unter den Streikenden hervorriefen. Dieser Fehler darf sich in Zukunft nicht wiederholen. — Auf Beschluß der Gewerkschaften ist gestern die Arbeit wieder voll aufgenommen worden.

Wo bleibt die Steuerreform?

Seit drei Jahren wird bei uns von einer Steuerreform geredet, ohne daß etwas in dieser Hinsicht geschieht. Am lautesten reden davon die vielgeplagten Steuerzahler, insbesondere die Kleinen, die lediglich für die Steuerämter arbeiten. Es werden Versammlungen von Steuerzahlern einberufen, Resolutionen werden beschlossen, die Presse wird in Bewegung gesetzt, aber alles hilft nichts. Von den Steuerreformen sprechen alle Handelskammern und jeder Finanzminister kündigt eine Steuerreform an, verspricht sonstige Erleichterungen, aber es bleibt alles beim alten. Der Exekutionsbeamte pfändet rücksichtslos was ihm in die Hände fällt. Reformbedürftig ist vor allem die Einkommensteuer und die Umsatzsteuer. Die Einkommensteuer ist den heutigen Verhältnissen ganz und gar nicht mehr angepaßt. Die Steuerzahlung beginnt bei uns bei einem Jahreseinkommen von 1500 Zloty. Selbst der schlecht bezahlte Arbeiter, der 4 Zloty täglich verdient, muß die Einkommensteuer bezahlen. Er braucht aber kein Jahreseinkommen von 1500 Zloty haben und doch muß er die Einkommensteuer bezahlen. Es genügt, wenn er eine Woche arbeitet und pro Tag 4 Zloty verdient und der Arbeitgeber zieht ihm vom Lohne die Einkommensteuer ab. Nehmen wir an, daß der Gelegenheitsarbeiter nur in den Sommermonaten arbeitet und im Winter arbeitslos ist und pro Tag 4 Zloty verdient, so muß er den ganzen Sommer hindurch, solange er eben in Arbeit steht, die Einkommensteuer zahlen, obwohl sein Jahreseinkommen nur 1200 Zloty beträgt. Das Existenzminimum einer Arbeiterfamilie wird selbst von den statistischen Aemtern mit 2450 Zloty im Jahre berechnet. Besitzt eine Arbeiterfamilie weniger Einkommen, so ist sie unterernährt, d. h. sie hungert Nun kommt das Steuergesetz und verlangt von den unterernährten Arbeitern Einkommensteuer! Man hat selbst in den Regierungskreisen eingesehen, daß das eines zivilisierten Volkes unwürdig ist, wenn man von Hungerleidern und Unterernährten eine Einkommensteuer verlangt. Der ehemalige Ministerpräsident Bartel hat das zugegeben und sprach von einer Valorisierung der Einkommensteuer. Die Valorisierung war so gedacht, daß die Steuerskalen und das pflichtige Steuereinkommen erhöht werden sollte. Das steuerfreie Einkommen würde dann von 1500 Zloty auf 2600 Zloty hinaufgesetzt und das Steuermaximum von 200 000 Zloty auf 350 000 Zloty. Solche Pläne hat die Bartel-Regierung entwickelt, aber die Bartelregierung ist nicht mehr da und ihre Pläne sind unter den Tisch gefallen. Die neue Regierung, von der man überhaupt nichts hört, scheint gar keine Pläne zu haben und die Unterernährten müssen weiter die Einkommensteuer zahlen.

Mit der Umsatzsteuer ist genau dasselbe. Der Finanzminister Czechowicz hat immer von einer Reform dieser drückenden Konsumsteuer, die uns ungemein die Lebensmittel verteuert, gesprochen. Sie wird nämlich von den Produzenten, den Grossisten und den Detaillisten erhoben, also dreifach bei einem jeden Artikel. Doch hat Czechowicz im Sejm keine Vorlage eingebracht und jetzt ist er auch nicht mehr da und der neue Finanzminister spricht davon überhaupt nichts mehr. Dafür hat er aber etwas anderes angeordnet und dafür werden ihm die Steuerzahler kaum dankbar sein. Er hat angeordnet, daß bei Steuerpfändungen die Pfändungskosten auch dann zu berechnen sind, wenn nicht gepfändet wurde, weil zum Verpfänden nichts da war. Allzu klug ist diese Anordnung nicht, denn wenn nichts zum Verpfänden da ist, so könen auch die Pfändungskosten nicht gepfändet werden. Ein deutsches Sprichwort sagt nämlich, daß wo nichts da ist, hat selbst der Kaiser sein Recht verloren. So auch hier. Ferner wurde angeordnet, daß die Pfändungskosten auch dann zu berechnen sind, wenn der Exekutionsbeamte bei dritten Personen die Pfändung durchgeführt hat. Also anstatt von Steuerreform ist heute die Rede von der Pfändung. Ein schlechter Trost für die Steuerzahler.

Die Entwickelung der schlesischen Zinkproduktion

Angeblich soll es den schlesischen Zinkproduzenten sehr schlecht gehen, weil sie bitter über die schlechte Konjunktur klagen. Aus Amerika ist der Generaldirektor dieses Produktionszweiges, Harriman, nach Oberschlesien gekommen und hat größere Sparsamkeit in den Betrieben Harrimans angeordnet. Die Sparmaßnahmen werden freilich bei den Arbeitern ihren Anfang nehmen, was ja sonst immer geschieht. Mögen dann die Arbeiter klagen wie sie wollen, organisiert sind sie nicht und mit Klagen werden sie nichts ausrichten. Und doch entwickelt sich die schlesische Zinkindustrie ganz gut, trotz der angeblichen schlechten Konjunktur. Wenigstens beweisen das die veröffentlichten Zahlen, die von den Kapitalisten selbst angegeben wurden. Im Jahre 1928 betrug die Rohzinkproduktion 140 843 Tonnen und ist im Vergleich zum Jahre 1927 um 8,5 Prozent gestiegen und im Vergleich zum Jahre 1922 sogar um 86,2 Prozent. Die Zinkblechproduktion betrug im Jahre 1928 14 152 Tonnen, ist also im Vergleich zum Jahre 1927 um 11,2 Prozent gestiegen. Die Bleiproduktion betrug 1928 37 094 Tonnen, ist also im Vergleich zum Jahre 1927 um 110,4 Prozent gestiegen. Auch die Silberproduktion ist im Vergleich zum Vorjahre um 15 Prozent gestiegen und betrug 6938 Kilogramm. Die Schwefelsäureproduktion betrug im Jahre 1928 268 941 Tonnen und ist um 18,3 Prozent gestiegen. Die Schwefelsäureproduktion hat die Vorkriegsproduktion bereits um 5,2 Prozent überholt. Die große Steigerung der Schwefelsäureproduktion ist auf Verwendung der ärmeren Erze zurückzuführen, die dafür aber mehr Schwefel aufweisen. Im Inlande wurde davon 1927 200 308 Tonnen abgesetzt, dast sind 84,1 Prozent der schlesischen Schwefelsäureproduktion. Im Jahre 1928 betrug der Absatz der Schwefelsäure auf dem inländischen Markte sogar 235 071 Tonnen oder 87 Prozent der gesamten Produktion. Der Innenbedarf an Schwefelsäure steigt rapid, da im Jahre 1923 nur 84 553 Tonnen benötigt wurden. Dabei geht der Export der Schwefelsäure, die allmählich zum Hauptprodukt der schlesischen Zinkhütten anwächst, langsam zurück. Im Jahre 1928 wurden 37118 Tonnen Schwefelsäure ins Ausland geschafft, um 13,6 Prozent weniger als im Jahre 1927. Dagegen werden alle übrigen Zinkprodukte meistens im Auslande abgesetzt. An Rohzink wurde im Inlande im vorigen Jahre nur 9,9 Prozent oder 7105 Tonnen und im Auslande wurden 64 392 Tonnen abgesetzt. Vom Feinzink wurden in Polen 1525 Tonnen oder 3 Prozent, im Auslande 49 985 Tonnen, Zinkblech wurde im Inlande 3410 Tonnen oder 24 Prozent, im Auslande 10 805 Tonnen. Durchschnittlich konnte die schlesische Zinkindustrie auf den polnischen Märkten nur einen kleinen Bruchteil der Produktion plazieren, während der größte Teil ausgeführt werden mußte. Im Jahre 1929 dürfte die Zinkproduktion in den schlesischen Zinkhütten noch weiter steigen. Die schlechte Konjunktur soll in den zurückgegangenen Preisen zu suchen sein und ferner in dem Rückgange der Produktion der Rohstoffe. Zinkerze werden bei uns immer mehr rar und müssen vom Auslande bezogen werden, was die Produktionskosten steigert. Daher wollen die Amerikaner durch Anwendung von besonderen Sparmaßnahmen, das, was sie bei Bezug von Erzen einbüßen, wieder nachholen.

Bestätigung der Beschlagnahme

Postanowienie.

Na podstawie art. 76 rozporządzenia Prezydenta Rzeczypospolitej Polskiej z dnia 10. maja 1927 roku o prawie prasowem Dz. U. Rz. P. Nr. 45, poz. 398, Wydział Karny Sądu Okręgowego w Katowicach dla spraw prasowych poza ustną rozprawą po rozpatrzeniu pisemnego wniosku Prokuratora orzekł:

Zatwierdza się zajęcie czasopisma p. t. „Volkswille“ z dnia 1. sierpnia 1929 roku Nr. 174 a to z powodu treści artykułu „Internationale und Kriegsgefahr“ albowiem odnośny artykuł zawiera znamiona przestępstwa z art. 1. Rozporządzenia Prezydenta Rzeczypospolitej Polskiej z dnia 10. maja 1927 roku, poz. 399, Dz. U. Rz. P. Nr. 45, przez rozszerzanie nieprawdziwych wieści mogących wywołać niepokój publiczny i wyrządzić szkodę Państwu wobec czego zajęcie jest uzasadnione po myśli art. 73 i 38 na wstępie cytowanego rozporządzenia Prezydenta Rzeczypospolitej Polskiej.

Zakazuje się rozpowszechnianie zajętego wyżej wyszczególnionego artykułu tegóż czasopisma. Natomiast uchyla się z powodu braku warunków ustawowych zajęcia reszty rzeczowego czasopisma.

Orzeczenie niniejsze doręcza się 1. Prokuratorowi, 2. Dyrekcji Policji w Katowicach. 3. wydawcy, 4. odpowiedzialnemu redaktorowi czasopisma a nadto wywiesza się w Sądzie i ogłasza się w gazecie urzędowej a zarazem nakazuje się ogłoszenie zajęcia z zachowaniem warunków **art. 30 i 33** wspomnianego rozporządzenia Prezydenta Rzeczypospolitej Polskiej w czasopiśmie „Volkswille“ przy dołączeniu dosłownego tłumaczenia niniejszego postanowienia na język niemiecki.

Katowice, dnia 6. sierpnia 1929 r.

XV. Wydział Karny Sądu Okręgowego dla spraw prasowych.

(—) Borodzic. (—) Ordza.

Za zgodność:

(Podpis.)

Sekretarz Sądu Okręgowego.

Beschluß.

Auf Grund des Art. 76 der Verordnung des Staatspräsidenten vom 10. Mai 1929 über das Presserecht, Pos. 389, Dz. U. R. P. Nr. 45, hat die Strafabteilung des Bezirksgerichts in Kattowitz für Pressesachen außerhalb der mündlichen Verhandlung nach Prüfung des schriftlichen Antrages des Staatsanwalts entschieden:

Die Beschlagnahme des „Volkswille“ vom 1. August 1929 Nr. 174 wird bestätigt, und zwar wegen des Artikels „Internationale und Kriegsgefahr“, denn dieser Artikel enthält die Kennzeichen des Vergehens aus Art. 1 der Verordnung des Staatspräsidenten vom 10. Mai 1927, Pos. 399, Dz. U. R. P. Nr. 45 durch Verbreitung unwahrer Nachrichten, die öffentliche Unruhe hervorrufen und dem Staate Schaden zufügen können, weshalb die Beschlagnahme lt. Art. 73 und 38 der eingangs zitierten Verordnung des Staatspräsidenten begründet ist.

Die Verbreitung des beschlagnahmten oben genannten Artikels dieser Zeitung wird verboten. Dagegen wird wegen des Fehlens der gesetzlichen Voraussetzungen die Beschlagnahme des Restes der genannten Zeitung aufgehoben.

Diese Entscheidung wird zugestellt 1. dem Staatsanwalt, 2. der Polizeidirektion in Katowice, 3. dem Verleger, 4. dem verantwortlichen Redakteur der Zeitung und wird außerdem im Gericht ausgehängt und im Amtsblatt veröffentlicht, und außerdem wird die Veröffentlichung der Beschlagnahme mit Beachtung der Bedingungen Art. 30 und 33 der erwähnten Verordnung des Staatspräsidenten im „Volkswille mit Beifü-

gung einer wörtlichen Uebersetzung dieses Beschlusses in deutscher Sprache befohlen.

Katowice, den 6. August 1929.

15. Strafabteilung des Bezirksgerichts für Pressesachen.
(—) Borodzic. (—) Ordza.

Für die Richtigkeit:
L. S.

(Unterschrift.)
Sekretär des Bezirksgerichts.

Schafft Milchküchen in den schlesischen Industriegemeinden

Etwas, was wir in dem engeren Industriegebiet dringend benötigen, sind die Milchküchen. Sie sind deshalb dringend notwendig, weil es sich hier um die Erhaltung der Gesundheit des jungen Nachwuchses handelt. Die vielen Industriebetriebe verpesten uns die Luft draußen und in der Wohnung, sie verunreinigen das Wasser in den Flüssen und vernichten die Vegation auf den Feldern. Am schlimmsten sind die Zinkhüttenwerke, insbesondere die von Harriman modernisierten. Nicht nur die Arbeiter, welche dort beschäftigt sind, richten ihre Gesundheit zugrunde, sondern auch die Bevölkerung, die in der Nähe der Zinkhütten wohnt, leidet nicht minder darunter. Die Arbeiter. die dort gezwungen sind zu arbeiten, schützen sich vor den giftigen Substanzen durch Gummianzüge, Gasmasken und andere Einrichtungen. Auch erhalten die Arbeiter Milch, die hier als Gegengift gedacht ist. Nun bleiben diese giftigen Substanzen auf den Fabrikraum nicht beschränkt, sondern werden durch den Wind weit hinausgetragen und gelangen durch die Einatmung in den menschlichen Körper und ruinieren ihn. Sie sind selbst für den gesunden, gut genährten Menschen todbringend. Am allergefährlichsten sind sie jedoch für die Kinder, für die jungen Organismen, die wenig widerstandsfähig sind. Dabei sind die Kinder schlecht genährt und deshalb umsoweniger widerstandsfähig gegen die giftigen Industriegase. Die Sterblichkeit unter den Kindern ist auch erschreckend groß. Es wurde statistisch einwandfrei nachgewiesen, daß auf 100 Verstorbene 53 Kinder kommen, die zum größten Teil Opfer der ungesunden Verhältnisse sind. Wir haben in dem engeren Industriegebiet tatsächlich ungesunde Verhältnisse, denn neben den Fabrikausdünstungen haben wir einen sehr regen Straßenverkehr, der hauptsächlich in den Sommermonaten für die Kinder gefährlich ist. Straßenstaub und Benzingeruch bedecken nicht nur die Landstraßen, sondern die ganze Umgebung. Die Straße wird bekanntlich bei uns von den Kindern als Spielplatz benützt und die Kinder atmen den Straßenstaub ein. Kein Wunder daher, daß die Tuberkulose unter den Kindern eine reiche Ernte hält. Gegen die Dezimierung unseres Nachwuchses müssen wir uns zur Wehr setzen und müssen Gegenmaßnahmen verlangen. Man hat zwar in den größeren Industriegemeinden Beratungsstellen für junge Mütter und Säuglinge eingerichtet, während der Schulzeit wird auch Milch an die Kinder verabreicht, aber das ist ein Tropfen auf den heißen Stein. Es muß bedeutend mehr geschehen, und zwar gleich, so schnell als möglich. Eine der dringendsten Maßnahmen gegen die Vergiftung unseres Nachwuchtes ist die Eröffnung von Milchküchen in allen schlesischen Industriegemeinden. Diese Milchküchen müssen der Industriebevölkerung zugänglich gemacht werden, es müssen also in jeder Industriegemeinde mehrere vorhanden sein. Groß-Kattowitz hat bereits gegen 10 solcher Milchküchen aktiviert, die der Bevölkerung gute Dienste leisten. In allen diesen Milchküchen werden gegen 500 000 Flaschen Milch und außerdem noch dicke Milch verabfolgt. Die Milchküchen sind also nichts mehr neues, vielmehr handelt es sich nur noch um ihre Ausdehnung für den ganzen Industriebezirk und um ihren Ausbau. Die schlesische Industriebevölkerung ist infolge der elenden Löhne sehr verarmt. Die Milchversorgung des Industriebezirkes läßt viel zu wünschen übrig und die Milchpreise sind hoch. Wollte man die Milch in den Milchküchen an die Bevölkerung zu den üblichen Preisen abgeben, dann sind die Milchküchen für uns wertlos. An die ärmere Bevölkerung müßte die Milch zum ermäßigten Preise bezw. unentgeltlich verteilt werden, wobei inbesondere Familien mit vielen Kindern zu berücksichtigen sind. Die Milchküchenfrage ist jedenfalls in unseren ungesunden Verhältnissen eine dringende Frage, die keinen Aufschub erlaubt. Es gilt hier, die Gesundheit des schlesischen Volkes zu erhalten, die infolge von Gasausdünstungen in den Industriebetrieben den größten Gefahren ausgesetzt ist.

Kattowitz und Umgebung

Wann sind Kanalgebühren zu entrichten?

Allen Hausbesitzern von Kattowitz werden durch den Magistrat Veranlagungen zur Zahlung der Kanalgebühren für das Rechnungsjahr 1929/30 zugestellt. Diese Gebühren sind in der städtischen Hauptkasse in Quartalsraten und zwar spätestens bis zum 15. jeden zweiten Quartalsmonats, das ist am 15. Mai, 15. August, 15. November und 15 Februar einzuzahlen. Im Falle der Nichteinhaltung dieser Zahlungstermine steht dem Magistrat das Recht zu, Verzugszinsen in Höhe von 2 v. H. monatlich zu berechnen und evtl. an die zwangsweise Eintreibung der Gebühren heranzugehen. Gegen die Höhe der erfolgten Veranlagung kann der Hausbesitzer Einspruch erheben, welcher an den Magistrat innerhalb 4 Wochen, vom Tage der Zustellung des Veranlagungsbescheides an gerechnet, zu richten ist. Die Festsetzung der Kanalgebühr erfolgt seitens des Magistrats in der Weise, daß für jeden Zloty Gebäudesteuer der Betrag von 16 Groschen nud für jeden Meter Frontlänge des Grundstückes 90 Groschen berechnet und erhoben werden.

4 Jugendliche vor dem Richter.

Am 13. März d. Js. begaben sich 5 Jugendliche, im Alter von 14 bis 16 Jahren nach Kattowitz, um in der Nähe des Stauweihers Palmenkätzchen für das bevorstehende Pfingstfest zu sammeln. Es handelte sich hierbei um Burschen, welche in den Ortschaften Friedenshütte, Schwientochlowitz und Morgenrot wohnhaft sind. Unterwegs kamen diese vor den Kattowitzer Schießübungsplatz im Südpark, wo in den Vormittagsstunden militärische Uebungen stattfanden. Obwohl das Betreten des Terrains für Zivilpersonen strengstens untersagt ist und das Verbot durch Anbringen von Tafeln ersichtlich ist, erkletterten die 5 Burschen den eisernen Zaun und gelangten so auf den Platz. Dort fanden die Jungens mehrere Handgranaten und einen Revolver vor. Gegen abend traten die Burschen, nachdem sie den Fund unter sich teilten, den Heimweg an. In Friedenshütte nahm einer der Jugendlichen, die mit sich führende Munition nochmals in Augenschein. In diesem Moment fiel dem Jungen eine Handgranate aus der Hand. Der Sprengkörper kam zur Explosion und riß dem Knaben einen Finger der linken Hand ab. Auf das Geschrei des Verletzten näherten sich verschiedene Straßenpassanten der Unfallstelle. Bald darauf fand sich auch die Polizei ein, welche den Jungen nach Anlegung eines Notverbandes nach dem dortigen Hüttenspital schaffte. Der Revolver und eine leere Handgranate wurde beschlagnahmt. Später gab der Knabe die Fundstelle an und nannte seine drei übrigen Freunde, welche ebenfalls im Besitz von Munition waren. Der Polizei gelang es kurze Zeit darauf die 3 Burschen zu ermitteln und während einer Hausrevision die Schußwaffen zu konfiszieren. Gegen die leichtsinnigen Knaben wurde gerichtliche Anzeige erstattet. Am gestrigen Freitag hatten sich die Schuldigen und zwar der Alois M. aus Neu-Heiduk, die Brüder Alfred und Georg Sz. aus Schwientochlowitz und Theodor Z. aus Morgenroth vor dem Sond Grodzki in Kattowitz zu verantworten. Vor Gericht führten die jugendlichen Angeklagten aus, daß sie die Sprengstoffe gefunden, doch nicht gewußt hätten, daß es sich um Munition handelte. Das Gericht verurteilte die Beklagten wegen unberechtigter Aneignung fremden Eigentums zu einer Gefängnisstrafe von je einem Tag bei einer 3 jährigen Bewährungsfrist.

Betr. Einlösung der Wandergewerbe-Patente. Seitens der Polizeidirektion in Kattowitz wird erneut darauf aufmerksam gemacht, daß Personen, welche das Hausierergewerbe ausüben, zur Einlösung von Wandergewerbe-Patenten unbedingt verpflichtet sind. Bei den letzten Razzias mußten verschiedene Händler, welche nicht im Besitz solcher Hausiererscheine waren, zur Strafe vornotiert werden. Selbstverständlich müssen solche Händler die Patente für die rückliegende Zeit nachträglich einlösen. Bei Nichtbeachtung der geltenden Vorschriften riskieren die Hausierer, daß ihnen die Ausübung des Hausierergewerbes grundsätzlich untersagt wird.

Anträge zwecks Gewährung von Krediten. Kredite für den Gartenbau werden nach Mitteilung des Landwirtschaftsministeriums aus dem Etatsfonds bis auf weiteres nicht mehr gewährt. Diesbezügliche Anträge erweisen sich demzufolge als zwecklos. Zu bemerken ist hierbei, daß das Ministerium zwecks Senkung des Prozentsatzes der von den Staatsbanken erteilten Kredite, die Verwendung weiterer Kredite zur Hebung des Ackerbaues für Kleingrundbesitz beabsichtigt. Daher erscheint es nicht ausgeschlossen, daß das Ministerium gegen Ende des Etatsjahres noch evtl. Kredite erteilen wird, weil noch nicht feststeht, welche Summen den Banken für obenangeführte Zwecke zur Verfügung stehen.

Abhaltung einer Innungs-Verbandstagung. Im Saale des Restaurateurs Marketon auf der ul. Kozielska in Kattowitz wird eine Verbandstagung des Handwerker-Innungsverbandes abgehalten, welche für den kommenden Sonntag, vormittags 10 Uhr, angesetzt ist. Teilnehmen werden an dieser Tagung die Obermeister und weitere Vertreter der Innungen.

Festsetzung der Naturalbezüge. Für die Errechnung der Versicherungsbeiträge gibt das städtische Versicherungsamt in Kattowitz die neufestgesetzte Norm bekannt. Danach sind zu berechnen: Volle Beköstigung für geistige Arbeiter, einschließlich Wohnung, Beheizung und Beleuchtung mit 5 Zloty pro Tag, dagegen volle Beköstigung exklusive Beleuchtung, Beheizung und Wohnung mit 4 Zloty. Selbstverständlich werden die zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern (Berufsverbände) getroffenen Privatverträge bezw. abgeschlossenen Tarife hiervon nicht betroffen. Sofern bei solchen Vereinbarungen der Passus besteht, daß höhere Entschädigungen zu zahlen sind, als die vorerwähnten Sätze besagen, gelten natürlich für die Errechnung der Versicherungsbeiträge die in einer solchen Vereinbarung festgesetzten Normen, welche dann zugrunde zu legen sind. Die vorerwähnten, neuen Sätze gelten rückwirkend ab 1. Januar 1929 und sind laut den geltenden Bestimmungen über die Versicherung der geistigen Arbeiter, festgesetzt worden.

Selbstmord des Boxmeisters Kupka. Der bekannte polnische Boxmeister im Schwergewicht, Kupka, vom Polizeisportklub Kattowitz, der erst Donnerstag abend in Beuthen einen Kampf gegen Mirzwa durch Disqualifikation verloren hatte, beging am gestrigen Freitag gegen 11 Uhr vormittags Selbstmord durch Erschießen. Das Motiv der Tat des noch sehr jungen und befähigten Boxsportmannes liegt in seinem persönlichen Ehrgeiz. Die Leiche wurde im Städtischen Schlachthof aufgefunden und in die Totenkammer übergeführt. Durch sein Dahinscheiden verliert der Polizeisportklub eines der besten Kräfte.

Bau eines neuen Beamtenwohnhauses. Die Bauleitung der Bank Gospodarstwa Krajowego in Kattowitz schreibt Offerten zwecks Ausführung der Bauarbeiten für das neue Beamtenwohnhaus an der ulica Polna in Kattowitz aus. Die Offerten müssen bis spätestens zum 18. August, nachmittags 1 Uhr, beim Sekretariat der Bank Gospodarstwa Krajowego in Kattowitz, Ring, abgegeben werden.

Ueber 12 000 Zloty als Unterstützungsgelder ausgezahlt. Durch den Fundusz Bezrobocia (Arbeitslosenfonds) in Kattowitz wurden in der letzten Berichtswoche an 618 Arbeitslose insgesamt 12 473 Zloty als Unterstützungsgelder ausgezahlt. Es handelte sich hierbei um Erwerbslose aus den Stadtkreisen Kattowitz, Pleß, Schwientochlowitz und Tarnowitz, sowie den Landkreisen Kattowitz und Königshütte. Die fragliche Unterstützung wurde an 498 männliche und 120 weibliche Beschäftigungslose ausgezahlt.

Eichenau. (Aus der Parteibewegung.) Am Donnerstag, vormittags 10 Uhr, fand hier eine Mitgliederversammlung der D. S. A. P. statt. Der schwache Besuch war darauf zurückzuführen, daß die in Deutschland beschäftigen Arbeiter, weil ja am Donnerstag in Deutschland kein Feiertag war, nicht erscheinen konnten. Als Referent erschien Gen. Matzke, welcher in seinen Ausführungen die Haager Friedenskonferenz behandelte und betonte, daß trotz der vielen Verträge und Konferenzen die Nationalisten sich immer mit Kriegsgedanken befassen. Ferner wies Referent darauf hin, daß den Hauptschaden eines Krieges immer die Arbeiterklasse zu tragen hat. Ein wirklicher Frieden unter den Völkern kann nur der Sozialismus bringen. Darum ist es für jeden Pflicht, in die Reihen der sozialistischen Partei zu treten. Nun kam Referent auch auf die Wirtschaftslage in Polen zu sprechen und hob hervor, daß diese nicht sehr rosig sei, was die Kämpfe der verschiedenen Arbeitergruppen beweisen. Eine neue Anleihe könnte die Lage wieder bessern, aber die Lasten derselben müßten wiederum die Arbeiter tragen. Mit einem Appell an die Anwesenden, die Reihen der Unsrigen zu stärken, schloß der Referent seine Ausführungen. In der sich nun entwickelnden Diskussion sprach Gen. Raiwa im Sinne des Referenten und behandelte besonders die kommenden Gemeindewahlen. Ferner wurde über das letzte Rundschreiben gesprochen. Als Delegierten wählte man den Gen. Swierkocz. Zum Schluß behandelte Gen. Raiwa die Wichtigkeit der Parteipresse und forderte die Anwesenden auf, für den „Volkswille" zu agitieren. Punkt 12 Uhr konnte die gut verlaufene Versammlung geschlossen werden.

Königshütte und Umgebung

Die Industriestadt Königshütte.

Es ist 4 Uhr morgens. Die letzte Bogenlampe verglüht. Eine Polizeipatrouille schlendert fröstelnd über das Pflaster. Lichter flammen auf hinter den verrußten und verstaubten Fenstern. Bald entströmt Rauch den vielen Schornsteinen, der Morgenkaffee wird gekocht oder auch der von gestern abend übriggebliebene Zur wird aufgewärmt. Türschlüssel knirschen auf, das Klappern eisenbeschlagener Absätze ist auf den Bürgersteigen vernehmbar. Von allen Seiten eilen Männer, jung und alt, zur Arbeitsstätte, in Grube und Hütte, denn um 6 Uhr beginnt die Schicht und das harte Schaffen.

Die Sonne steigt im Osten auf, Morgenwinde vertreiben die Rauchschwaden aus den Hütenschloten, Ratiborer Händler kommen mit ihren schwerbeladenen Gemüsewagen zum Wochenmarkt. Schon pulsiert das Leben, der Arbeitstag hat begonnen.

Besser gekleidete Männer und Mädchen kommen aus den Wohnvierteln und eilen in die verschiedenen Geschäftsstraßen, Knaben und Mädchen mit den Schulranzen auf dem Rücken, eilen plaudernd ihren Bildungsstätten zu. Sie wissen nicht viel von der harten Arbeit der Großen und verbergen unter wichtigen Mienen die eigenen, kleinen Kümmernisse, die sie für weit größere halten als den Kampf der Väter um das tägliche Brot.

Die Rathausuhr schlägt die 8. Stunde. Ladentüren tun sich auf. Käufer kommen und gehen. Der Bürobetrieb mit seinem nervenaufreibenden Verlauf beginnt. Tausende sitzen in Aemtern, Schulstuben, Geschäftshäusern und Industrieverwaltungen, während die schweren Dampfhämmer der Hütten im ewigen Gleichklang auf- und niedergehen und die Seilscheiben auf den Fördertürmen rollen.

So eilen die Stunden, so rollen die Räder der Zeit. Wir raffen und schaffen, um das tägliche Brot zu haben und Glück und Frieden zu finden.

So geht es hier, seitdem der erste Hammer das Eisen zu schmieden begann und wird bleiben, solange die qualmenden Schlote zum Himmel ragen. Das Leben in unserer Arbeiterstadt ändert sich nicht, auch wenn die Herren des Landes wechseln oder Geschlechter in das Reich der Ewigkeit hinabsteigen.

Ein neuer Tarif für Autotaxen. Gegenwärtig ist die Polizeidirektion Königshütte an der Ausarbeitung eines neuen Autotaxentarifes für die Stadt Königshütte beschäftigt. Im Einvernehmen mit der Stadtverwaltung wurde folgendes Projekt geschaffen: Der neue Tarif sieht Fahrten innerhalb der Stadt vor, worunter auch Fahrten nach Klimaswiese und Piasniki zu verstehen sind. Für die Fahrt innerhalb der Stadt, sowie außerhalb dieser in einer Richtung, sind für den Kilometer 1 Zloty, für jede weitere 250 Meter je 15 Groschen zu zahlen. Die zweite Taxe erstreckt sich auf die Hin- und Rückfahrt außerhalb der Stadt, wofür bei 1 Kilometer 1 Zloty und für jede weitere 333 Meter je 15 Groschen zu berechnen sind. In der Nachtzeit, die von 10 Uhr abends bis 6 Uhr morgens zählt, kommt auf alle Gebühren ein Zuschlag in Höhe von 50 Prozent. Angeführte Preise sind bei Fahrten bis zu zwei Personen zu verstehen. Ueber zwei Personen, wird ein Zuschlag für jede weitere Person von 10 Prozent in Anrechnung gebracht. Alle Autotaxen haben neben den Preistafeln einen Taxameter zu führen, aus dem der Fahrpreis zu ersehen ist. Bei bestellter Wartezeit können 4 Zloty pro Stunde oder 20 Groschen für 3 Minuten berechnet werden. Nach beendeter Fahrt haben die Taxenführer die Taxameter wieder mit dem Vermerk „Frei" zu versehen und müssen Tag und Nacht fahrbereit an den vorgeschriebenen Plätzen stehen. Diese Verordnung gilt für den Stadtbezirk Königshütte.

Auf zum Gewerkschaftskonzert! Auf das am morgigen Sonntag, nachmittags 4 Uhr, im Garten des Volkshauses stattfindende Konzert für die Mitglieder der Freien Gewerkschaften, sei nochmals hingewiesen. Der Eintritt beträgt 20 Groschen bei Vorzeigung des Mitgliedsbuches.

Ein Polizeibeamter angefallen. Gestern nachts wurde ein Polizeibeamter von einem gewissen Kozub und Zielinski überfallen. In der Notwehr griff der Polizeibeamte nach seinem Dienstrevolver und hielt sich die Angreifer vom Leibe, indem er K. durch eine Bauchschuß, Z. wiederum leicht verletzte. Beide wurden in das Krankenhaus überführt, wobei es dem Z. gelang, aus dem Lazarett zu entfliehen. K., der mehrere Jahre Zuchthaus hinter sich hat, dürfte kaum mit dem Leben davonkommen.

Keine Besserung. Trotzdem man ihnen im Obdachlosenheim Unterkunft und Verpflegung gewährte und sie nur eine leichte Beschäftigung verrichten brauchten, paßte es sieben Insassen da-



Die Frau im Kampf gegen die Hitze

Zu den Zeiten der Venus machte man sich noch viele Umstände. Heutzutage ...! (Humorist.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Tropennovelle

Von Axel Rasmussen.

Der kleine Leutnant Peek erhob sich, schon halb trunken, von seinem Stuhl. Er war erst vor sechs Wochen aus Merry England herübergekommen, junges Gemüse sozusagen, und bemühte sich krampfhaft, sich den Lebensgewohnheiten des Kaiserreiches Indien anzupassen. Man hatte ihm gesagt, man müsse viel trinken hier im Süden, um den Körper widerstandsfähig zu machen, und also trank er. Wenn es nach der Menge des von ihm vertilgten Alkohols ginge, dann mußte er einmal hundert Jahre alt werden, vorläufig sah man freilich noch nichts von der erhofften Widerstandsfähigkeit.

Ein bißchen taumelnd also, die Hände um die Stuhllehne gekrampft, mit rotglühendem, feuchtem Gesicht und etwas glasigen Augen stand Peek vor dem Tisch, sah alle herausfordernd an und gröhlte, sein Glas hebend: „Gentlemen, wir trinken — wir trinken auf das Wohl von Mrs. Thondern — auf das Wohl der feinsten Lady in ganz Indien — derjenigen Frau, die uns rauhen Männern“ — hier hörte man ein leises Räuspern des Oberst Steerforth — „uns rauhen Männern wie keine andere gezeigt hat, was das ist: eine Lady!“

Aufatmend hielt er inne — Steerforth fragte bedeutungsvoll: „Was ist eigentlich Ihre Mutter für eine Dame, Leutnant Peek?“ Aber der Junge hörte es nicht, und er befand sich zudem in einem derart vorgerückten Stadium, daß er den Zusammenhang ohnehin nicht verstanden hätte.

Die anderen Herren hatten den Zwischenruf nicht beachtet. Sie lachten geräuschvoll über den kleinen Neuling, dem Tropen und Liebe den Kopf offenbar verdreht hatten. Aber willig griffen sie nach ihren Gläsern, schließlich war Mary Thondern wirklich eine hübsche und auch sympathische Frau. Unter dem männlichen Teil der kleinen Europäerkolonie hatte sie jedenfalls keine Feinde. Peek wollte sich gerade sein Glas neu füllen lassen, als sein Blick auf Varzoom fiel. Der Holländer hatte sein Glas nicht angerührt — plötzlich fiel es dem Leutnant ein. — Eine jähe Welle stieg ihm in die Stirn, er beugte sich weit vor und fixierte mit rdohenden Blicken den Holländer.

„He — Sie — Mister... der Teufel hole diese ausländischen Namen, an denen man sich die Zunge zerbricht. Mister... ach so, Mister Varzoom also, Sie haben ja nicht getrunken, vorhin,“ schrie er mit drohender Stimme.

Varzoom betrachtete den Aufgeregten überaus ruhig, mit einer an Nichtachtung grenzenden Gleichgültigkeit, und lächelte liebenswürdig. „Nun... und?“ fragte er.

„Ja, warum haben Sie nicht getrunken?“

„Ich mochte nicht,“ entgegnete Varzoom und nahm das brüllende Gelächter der andern mit gut gespieltem Ernst zur Kenntnis.

„Wollen Sie mir das nicht bitte näher erklären?“ zischte der Leutnant, der trotz seiner Trunkenheit fühlen mochte, daß er eine lächerliche Rolle spielte, und plötzlich furchtbar aufgeregt war.

„Aber gern, warum nicht?“, sagte der Holländer, mit Sorgfalt seine Pfeife in Brand setzend. „Es ist aber eine richtige kleine Geschichte, und ich denke, Sie setzen sich erst mal wieder hin, Mister Peek — die Sache hört sich dann entschieden genußreicher an.“

Der Leutnant fing einen mahnenden Blick seines Obersten auf und setzte sich gehorsam — er wurde fast nüchtern und überlegte bereits, ob Alkohol wirklich das beste Mittel sei, ihn in diesem großen und wunderlichen Lande einzugewöhnen — die Menschen schienen hier anderen Formats zu sein, und ein Leutnant galt offenbar selbst bei Zivilisten nicht ganz so viel wie in seiner kleinen Heimatstadt in Südwales.

„Sehen Sie,“ sagte der Holländer ganz behaglich, „Mister Peek, Sie sagten, wir sollten auf das Wohl von Mrs. Thondern trinken, der feinsten Lady in ganz Indien. Ich habe nichts gegen diese Dame, wirklich nicht. Aber ich habe etwas gegen Ihre Lobrede. Es gibt — und gab tatsächlich in Indien, so lange ich hier bin — und ich bin schon recht lange hier — nur eine wirkliche Lady, die diesen Superlativ verdiente, und das war Mistreß Thrillburn, Eveline Maria Thrillburn, um den ganzen Namen zu nennen —, von dem dicken Major Thrillburn die Frau.“

„Ach — Eveline?“ sagte der Doktor Grafton und feixte beträchtlich, was seinem braunen, verwitterten Gesicht einen unbeschreiblich spitzbübischen Ausdruck verlieh.

„Eben die, Doktor,“ entgegnete Varzoom, ohne sich irgendwie aus dem Konzept bringen zu lassen durch die vielsagende Grimasse seines Freundes. Zu dem Leutnant gewandt fuhr er dann ernsthaft fort: „Alle, die länger als zwanzig Jahre hier ihre Haut haben rösten lassen, kennen sie — ihr Name wird nicht vergessen werden, so lange einer lebt, der sie persönlich gekannt hat. Damals also — lange vor Ihrer Zeit, Mister Peek, nicht wahr? — kam sie mit ihrem Gatten herüber. Er war ein runder, gutmütiger Mann, nicht sehr klug, aber auch nicht viel dümmer als die meisten frisch Importierten. Aber die Frau — heiliges Donnerwetter, was war das für eine Frau! Aelteste Rasse, kann ich Ihnen sagen, edelste Rasse — und dabei ein Temperament, daß sie es mit zehn Spanierinnen hätte aufnehmen können. Und vornehm — vornehm -- — — eine Königin hätte sich nicht hoheitsvoller aufführen können.

Um dieses Kapitalweibes willen also nahmen wir den Major auf, als wäre er in unserer Mitte geboren. Wir hörten seinen Unsinn — jeder Europäer redet in den Kolonien zunächst einmal ein paar Jahre Unsinn — mit dem ernsthaftesten Gesicht der Welt an und ließen ihn gar nicht merken, was für ein furchtbares Greenhorn er im Grunde genommen war. Um Eveline aber sprangen und dienerten wir herum, wie Sklaven, nein, wie Affen. Eveline merkte es natürlich, ließ es sich aber anscheinend gern gefallen und lächelte nur zu unseren Bemühungen.

Der einzige, der nicht tanzte, wie Eveline pfiff, war... aber lassen wir den Namen; nennen wir ihn Mister Brown, der Doktor drüben kennt ihn gut genug. Und dieser Mister Brown war auch der einzige, über den Eveline nicht lächelte.

Nach zwei oder drei Monaten war es so weit — alles kam, wie es die Klügsten seit langem vorausgesehen hatten. Und Herrgott! wie haben es die beiden miteinander getrieben! Daß sie zusammen ausritten, miteinander Tennis spielten und Golf, das alles ging ja noch an. Aber sie waren so leichtsinnig, daß sie sich überhaupt bald keine Mühe mehr gaben, ihr Verhältnis der Oeffentlichkeit zu verbergen. Alle wußten darum, aber auch alle — nur der Major wußte nichts, und wenn sie sich zur Nacht entfernte, um Mister Brown in seiner Wohnung aufzusuchen, glaubte er ohne weiteres, sie hatte sich mit ein paar Freundinnen verabredet; und wenn die beiden sich in seiner Gegenwart heiße Blicke zuwarfen, so hielt er es für einen ganz gewöhnlichen Flirt. Und Flirt — Sie wissen ja — Flirt ist bei uns erlaubt.

Die Sache drohte sich zu einem richtigen Skandal auszuwachsen. Irgendwer schlug vor, dem Major die Augen zu öffnen, weil es so wirklich nicht weiter ginge — aber der Oberst wollte nicht recht ran, er meinte, einmal müsse Thrillburn es doch merken. Aber er wartete vergeblich — Thrillburn merkte nichts.

Ja, und dann kam der Eklat. Bei irgendeinem Ball, den das Regiment gab, sah man in vorgerückter Stunde, wie Brown die Majorsgattin beim Tanzen küßte, in einer Art küßte, wie man es eigentlich nur tut, wenn man sehr intim miteinander und zugleich vollständig allein ist.

Alle sahen es — und der Major sah es natürlich auch. — Aber er lächelte nur freundlich und rief ihr zu: „Nun, amüsierst du dich, Schatz?“ Und auch das hörten alle, und man war perplex. Denn wenn der Major auch neu war und gerade keine Leuchte — so dumm konnte doch ein Mensch gar nicht sein, daß er nicht merkte, was hier gespielt wurde.

Eveline aber, das Lächeln ihres Mannes mit den Blicken auffangend, entwand sich den Armen ihres Tänzers, ging geradeswegs und sehr ruhig auf den Major zu und schlug ihm unter atemlosen Schweigen aller die kleine weiße Hand in sein rotes Vollmondgesicht, daß es knallte. „Dies,“ sagte sie sehr laut, mit heller, durchdringender Stimme, „dies für deine Mißachtung — daß du es lächelnd mitansiehst, wie mein Geliebter mich vor aller Leute Augen küßt!“ — — —

Wissen Sie — man sagt, die Engländer seien prüde, und im Allgemeinen stimmt das wohl auch. Aber in diesem Augenblick haben alle, alle geklatscht. Sogar die Damen.“

Er hielt inne, Peek sah sich unruhig im Kreise um, aber er begegnete nur toternsten Gesichtern.

„Und der Major?“ fragte er endlich schüchtern.

„Wurde am andern Tage von Mr. Brown erschossen, im Duell, — Brown hatte ihn wegen Beleidigung seiner Geliebten gefordert.“ Der Holländer klopfte seine Pfeife aus. „Die Geschichte ist wahr, Wort für Wort. Nicht wahr, Doktor?“

„Ja,“ sagte der Doktor und bestellte sich ein neues Glas.

Nacht in den Karpathen

„Es war eine Nacht wie heute,“ sagte der Alte.

Er saß vor mir im hochlehnigen Sessel, kerzengerade, als wäre er noch General, säße zu Pferde und befehligte ein — längst entschwundenes — Bataillon.

„Wir waren tief im August und meine Kompagnie lag bei Busten in einem kleinen Karpathendorfe. Ich war wenige Wochen vorher Kommandant des Grenzpostens geworden und hatte meine Baracke mit dem kleinen Assistenzarzt gemeinsam am Ende des Dorfes. Das ganze Dorf bestand übrigens nur aus sieben Lehmhütten. Es war eine gottverlassene Gegend. Ueberdies heulte der Sturm schon Tage hindurch, mitunter gingen Regengüsse nieder, die einem jeden unnützen Ausflug ins Freie verleideten.

Wir saßen schweigend, der Doktor und ich, und tranken Zuika. Keiner hatte Lust, sich bei solchem Wetter schlafen zu legen. Gegen halb zwölf hörten wir durch den Sturm den Hufschlag eines Pferdes. Wenige Augenblicke später führte mein Diener Pawel einen hochgewachsenen wallachischen Bauern herein.

„Was gibt es, Traian?“ fragte ich ihn.

Ich sah, daß er mit großer Erregung kämpfte. Dennoch klang seine Stimme tief und ruhig:

„Domnu Kommandant, bei uns oben ein Unglück geschehen! Nimm deine Soldaten und komme. Auch du, Domnu Doktor, begleite uns. Wir bauen auf deine Hilfe und brauchen deine Weisheit.“

„Sag mir erst, was geschehen ist, Traian?“

„Domnu, wir haben keine Zeit zu versäumen, ich will dir die Geschichte von Anfang an unterwegs erzählen. Wir haben zwei Stunden zu reiten. Für jetzt nur soviel!“ — er dämpfte seine Stimme und beugte sich vor:

„Costa Cornjas Weib hat einen Hund geboren!“

Wir sahen uns an, der Arzt und ich. Einige Zeit war Schweigen. Dann sagte der Doktor:

„Ich bin gleich fertig,“ und begann eilig seine Instrumententasche zu packen. Ich befahl zehn Mann in den Sattel.

Während wir ritten, erzählte Traian die Geschichte:

„Domnu, du mußt wissen, daß Costa Cornjas Vater die größten Herden hatte in der Gegend. Costa war der reichste Erbe in der Gemeinde. Er hätte jedes Mädel zum Weibe haben können und doch hat er diese Fata genommen, diese Zigeunerin. Das war vor einem Jahr und drei Monaten. Er hatte sichs in den Kopf gesetzt, sie zu nehmen und er zahlte dem alten Gauner, dem Häuptling, zehn Schafe und vierzig Theresientaler für sie. Schon, als er sie ins Dorf brachte, begann es. Sie hat alle Männer verhext, und in die Weiber ist der Teufel gefahren. Da wird getuschelt und geredet von früh bis spät, daß einem so recht die Galle überläuft. Sie lag in schweren Wehen, zwei Tage lang, und keine wollte ihr helfen. Und in der heutigen Nacht... es ist eine schreckliche Nacht, Domnu. Dann ist da noch dieser Teufelshund, ein riesiger Kerl, den sie mit in die Ehe brachte. Aber, du wirst ja selbst sehen . . .“

Costas Haus stand etwas abseits vom Dorfplatz. Wir hielten vor dem Tor, inmitten einer schreienden, gestikulierenden Menge, aber bei unserem Erscheinen verstummten alle. Costa, ein junger, stämmiger Bauer, erwartete uns vor dem Tore. Ich kann dir den Eindruck nicht schildern, den sein Gesicht auf mich machte. Es war das Gesicht eines Mannes, der soeben mit dem leibhaftigen Satan gerungen hat, ohne zu unterliegen. Ich winkte stumm, daß wir eintreten wollten. Mein Unteroffizier sprang aus dem Sattel und näherte sich dem Tor. Aber im gleichen Augenblick fuhr er erschrocken zurück. In der dunklen Toröffnung stand ein Hund. Ein riesiger Bergwolf, wie ihn die Hirten in jenen Gegenden züchten. Sein eisgraues Fell leuchtete im Finstern. Er stand da mit rückwärts gestemmten Läufen, zum Springen geduckt, lautlos. Ich sage dir mein Junge, es lief mir kalt über den Rücken, als ich die Bestie gewahrte. Ich zog meinen Revolver. Aber ich kam nicht zum Schuß.

Denn Costa stieß im gleichen Moment einen wütenden Schrei aus, ergriff eine schwere Latte und schleuderte sie auf das Tier. Wir hörten ein leises Wimmern und es flüchtete über den hinteren Teil des Hofes.

In der niederen Stube brannte ein Talglicht. Das Weib lag mit weit offenen Augen da, ihr bleiches Gesicht war von einer Flut blauschwarzer Haare umrahmt.

Wir standen unter dem vorspringenden Dach des Hauses, als der Doktor nach einer Weile zu uns kam. Er war bleich, und seine Stimme hatte einen ungewohnten Klang:

„Dieses Weib hat heute nacht geboren,“ sagte er, ich verstehe nur nicht — und er wandte sich an Costa — wo habt ihr . . .“

„Folge mir, Domnu Doktor, und auch du, Herr,“ sagte Costas eintönige Stimme. Wir folgten ihm in den dunklen Garten. Costa hatte einen Spaten ergriffen und begann in einer Ecke der Gartenmauer zu graben. Ein grauer Schatten tauchte in unserem Rücken auf und wir sahen, daß der große Wolfshund uns mit gesträubtem Fell umkreiste. Er beschrieb immer schnellere Kreise um uns und heulte und wimmerte dabei in Tönen, daß uns das Blut in den Adern erstarrte. Und wir waren keine Feiglinge.

Costa hob den Kopf und hielt mit dem Graben inne. Er zog einen alten Trommelrevolver aus der Tasche, legte auf die Bestie an, zielte und drückte ab. Der Hund tat einen Luftsprung und fiel wie ein Sack zu Boden, ohne einen Laut von sich zu geben.

Es schien mir, als sei Costas eisernes Gesicht grau geworden wie Asche. Dann hieb er den Spaten ein und grub weiter. Nach einer Weile kam eine kleine Pappschachtel zum Vorschein. Er reichte sie dem Arzt. Der hob den Deckel ab.

In der Schachtel lag der Körper eines neugeborenen Hundes. Spitze Wolfsohren, Schnauze, Gebiß.

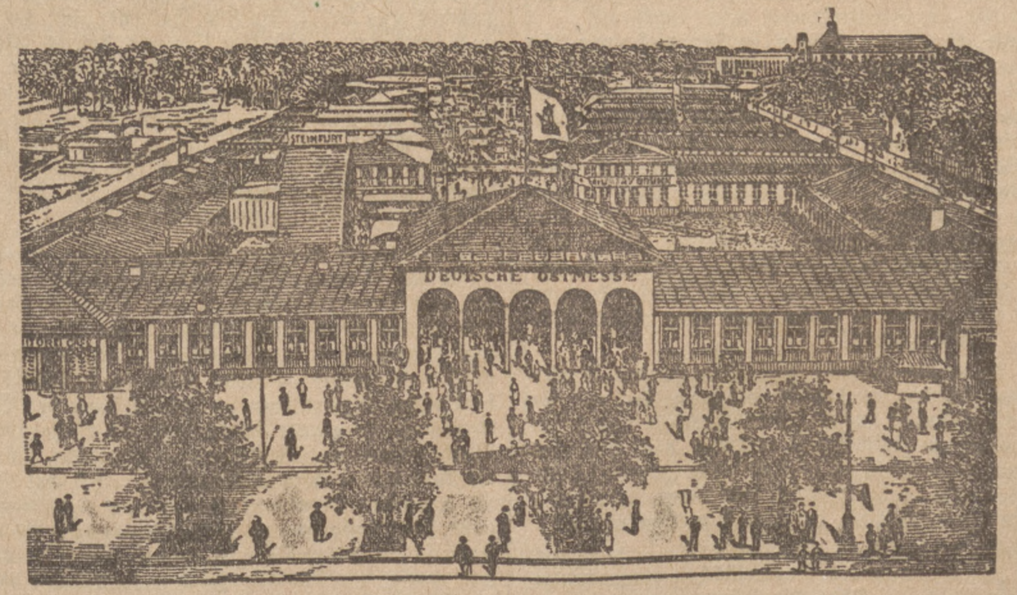
„Es war tot,“ sagte Costa mit farbloser Stimme. Und jetzt bohrten sich seine Blicke mit saugender Gewalt in die Augen des Doktors. Nun, er war ein junges Kerlchen, dieser Doktor. Und er sagte nur soviel:

„Es ist unmöglich, Costa. Es ist unmöglich.“

Aber plötzlich stieg ein schmales Flammenbündel in die Nacht empor, und weil der Wind immer stärker wehte, schwankte es wie eine rote Fahne hin und her. Costas Hütte brannte.

Wo der neugeborene Hund hergekommen und was aus Fatas Kind geworden war, haben wir nie erfahren. Wahrscheinlich hatte die Frau ein totes Kind zur Welt gebracht und ein rachsüchtiges Weib hatte ihr dafür den Hund untergeschoben. Denn an lebenden Kindern vergreifen sich diese Bauern nicht. Und niemand weiß, ob die Hütte durch einen unglücklichen Zufall in dieser erregten Nacht in Brand geriet, oder ob sie von jemand angezündet wurde, der Fata wirklich für eine Hexe hielt.“

Alexander von Sacher-Moser.



Die Deutsche Ostmesse

die vom 18.—21. August in Königsberg abgehalten wird, zeigt, daß die deutsche Ostmark trotz aller durch die Abschnürung vom Reich bedingten Schwierigkeiten ihren Anteil am deutschen Wirtschaftsleben zu behaupten weiß.

Der Kampf der Musikanten

Erzählung von Michele Pervuchin.

Im beschleunikten Personenzug Neapel—Rom saß ein untersetzter, sonnenverbrannter, älterer Mann und unterhielt seine Mitreisenden mit einer lebhaften Erzählung, die auch mich angezogen hatte.

„Ich bestreite nicht“, sprach er hitzig, „daß auch in anderen Gegenden die Kunst geschätzt und hochgehalten wird. Aber ich bin bereit, um eine beliebige Summe zu wetten, daß unsere Gegend in dieser Hinsicht allen anderen voran ist. In anderen Orten liebt man die Musik, bei uns ist es eine wahre Passion. Um nicht weit auszuholen, werde ich von einer Begebenheit erzählen, in der ich sozusagen eine handelnde Person bin und weswegen ich jetzt auch nach Rom fahre.

Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle: Ich heiße Don Enrico Maltagliati und bin Bürgermeister des sicherlich auch Ihnen wegen seiner einzigartigen Weingärten wohlbekannten Städtchens Santa Rita und muß nun zum erstenmal in meinem langen Leben vor die höchste Obrigkeit treten.

Urteilen Sie selbst — wo sonst auf der ganzen Welt würde die Liebe, nein, die Leidenschaft für die Musik zur Quelle so ernster Verwicklungen werden können, daß nicht nur die Provinzbehörden, sondern die hohe Regierung selbst sich damit befassen müßte, um nur einige Beruhigung zu schaffen?

Damit Sie das verstehen, meine Herren, muß ich Ihnen die Sache schon des Näheren erklären.

Unser Städtchen liegt sozusagen in der Mitte, und an den Peripherien liegen die Städtchen Sannicandro Antico, Sanicandro Nuovo und San Pankrazio. Nun, in Sannicandro Antico ist das Schuhmacherhandwerk stark entwickelt, und das wissen Sie wohl, daß in der ganzen Welt Schuster gute Sänger und Musiker sind. So sind auch die Leute von Sannicandro Antico gewaltige Musiktalente. Sannicandro Nuovo ist eigentlich nur eine Nebensiedlung... ein Weiler. Obwohl die Bewohner dort mehr das Schneidergewerbe ausüben — sie arbeiten für die großen Kleidergeschäfte in Neapel — so sind sie nichtsdestoweniger Sänger und Musiker von Rang. Und in San Pancrazio blüht das Böttchergewerbe. Böttcher aber geben Schustern und Schneidern an musikalischen Fähigkeiten wenig nach.

Also, meine Herren, in allen angeführten Städtchen wird die Tonkunst hoch in Ehren gehalten und die Städtchen haben natürlich ihre eigenen „Banda“, Kapellen aus Liebhabern.

Wir Einwohner aus Santa Rita sind auch riesig musikalisch. Aber unsere Beschäftigung, der Weinbau, vergröbert die Finger und nimmt ihnen die Beweglichkeit, die für den Musiker unerläßlich ist.

Am Tage der Santa Rita, der Schutzheiligen unseres Städtchens, veranstalten wir jährlich ein Fest, das natürlich mit einem Prachtfeuerwerk abschließt. An diesem Tage spielt von Mittag und bis tief in die Nacht auf der Piazza dell'Independenza eine Kapelle. Nicht unsere eigene, leider. Wir müssen darum unsere Nachbarn bitten, die vortrefflich eingespielte Kapellen aus Schustern und Schneidern haben. Diese Kapellen sind übrigens immer zufrieden, bei uns spielen zu dürfen, weil es weit und breit bekannt ist, daß wir wirkliche Kenner von guter Musik sind.

Aber welche „Banda“ soll bei uns spielen? Diese Frage wurde gewöhnlich durch eine Art Volksbeschluß entschieden. Einige Tage vor dem Fest der Santa Rita, immer an einem Sonntag, kamen zu uns beide Kapellen, die Schuster aus „Antico“ und die Schneider aus „Nuovo“ und spielten abwechselnd: hört die eine auf, so beginnt die andere. Und unsere Bevölkerung sprach ihr Urteil, dem sich die Nachbarn immer widerspruchslos fügten, denn „des Volkes Stimme ist Gottes Stimme!“

So dauerte es Menschenalter lang. Aber vor einigen Jahren trat eine Verwicklung ein.

Sehen Sie meine Herren: früher befanden sich beide Kapellen sozusagen auf einer Fläche, sie spielten nur Werke unserer einheimischen Komponisten. Aber der neue Kapellmeister von Sannicandro Nuovo, der ein paar Jahre in Turin war, gebrauchte eine List. Er brachte aus Turin die besten Werke ausländischer Komponisten, wie Wagner, Mussorgski, Liszt, Bizet, und er studierte sie mit seiner Kapelle heimlich ein. Und am Tage des Wettbewerbes ergossen sich auf unserem Lager Klänge, wie wir sie bisher niemals gehört hatten. Während der „Banda“ aus Sannicandro Antico nur Bellini, Puccini, Verdi spielen konnte.

Die Leute sind nach Neuheiten lüstern und so fiel der Volksbeschluß zugunsten der Neueren aus. Aber unsere Freunde aus „Antico“ waren diesmal gekränkt und beleidigt. Nach ihrer Ansicht errangen die Schneider den Sieg nicht durch ihr Talent, sondern durch einen unehrlichen Streich. Aber ihre Einsprüche nutzten nichts und die Kapelle aus „Nuovo“ wurde zu spielen eingeladen. Aber das bedeute noch nicht, daß sie auch gespielt hatte!

Am Morgen des Festes, als die Schneider aus „Nuovo“, natürlich pikfein herausgeputzt, auf der Straße marschierten, die zu unserem Städtchen führt, begegneten sie einem Wagen mit abgesprungenen Rad, und auf dem Wagen waren mehrere Fässer Wein. Der Eigentümer wies auf den stark beschädigten Zustand der Fässer und riet ihnen, den Zufall auszunützen und für wenig Geld einen guten Trunk zu machen. Der Wein werde ja ohnehin auf die Straße ausrinnen.

Musiker sind meistens dem Wein nicht abgeneigt. Er erwies sich noch dazu als vortrefflich — und der Eigentümer sagte ermunternd:

Trinken Sie nur, Signori! Zahlen sie so viel wie sie können! Besser weniger als gar nichts. Trinken Sie nur!

Vielleicht war dem Wein etwas beigemischt gewesen, ich kann das nicht behaupten, weil ich keine sicheren Beweise habe, aber wie immer, als die Banda sich wieder in Bewegung setzte, brach unter den Mitgliedern eine Art Seekrankheit aus. Sie ließen sich gar bald an dem Rand der Straße nieder — und konnten nicht mehr aufstehen. Und zu uns gelangten zwei Uhr nachmittags der Fagott und der Herr Kapellmeister selbst. Wir sandten Leute, die zusammengebrochenen Musiker von der Straße aufzulesen und ins Städtchen zu schleppen — aber spielen konnten sie doch nicht. Und wir blieben in jenem Jahr ohne Musik! Eine wahre Katastrophe, meine Herren!

Nächstes Jahr hätte die Kapelle aus Sannicandro Antico spielen sollen. Mein Kollege, der dortige Bürgermeister und der Kapellmeister, die allen Grund hatten, einen Racheakt von seiten der tückischen Schneider zu befürchten, verboten den Schustern strengstens, an diesem Tage Wein zu trinken. Die „Banda“ hatte sogar der dortige Gendarm begleitet. Aber wer könnte es voraussehen, zu welchen tückischen Mitteln der Feind greifen würde?

Der Bürgermeister versorgte die Musiker nach altem Brauch mit Mundvorrat. Jedem wurde ein Papiersäckchen eingehändigt, und darin waren ein Brot, ein Stück Mortadella, ein paar hartgekochte Eier und ein paar Lebkuchen. In diesem Kuchen steckten die feindlichen Ränke, meine Herren! Das wurde später durch Untersuchung der übriggebliebenen Stücke bewiesen.

Kurz bevor noch die Banda unseren Largo, die Piazza dell'Independenza erreicht hatte, begann in ihren Reihen eine Art Desertion: Leute mit erblaßten und verzerrten Gesichtern verließen fluchartig die Straße und verschlugen sich hinter Sträuchern und Gebüsch.... Und bei uns auf dem Largo stand in mehr oder weniger gutem Zustande nur die türkische Trommel. Aber was kann man mit einer Trommel anfangen?

Also blieb auch das zweite Jahr unser traditionelles Fest der Santa Rita ohne Musik. Sie können sich denken, meine Herren, wie es uns an diesem Festtage ums Herz war.

Als wir sahen, welche scharfe Formen der musikalische Wettstreit zwischen „Antico“ und „Nuovo“ annahm, trafen wir eine salomonische Entscheidung.

Wir luden im nächsten Jahr die Kapelle aus San Pankrazio, die bei uns niemals bisher gespielt hatte. Eine Banda aus talentierten Böttchern. Die streitenden Städtchen wurden davon in streng korrekter, diplomatischer Form in Kenntnis gesetzt.

Nun, stellen Sie sich vor, meine Herren, unser Vorgang, nämlich die Einladung einer dritten Kapelle, wurde als eine blutige Beleidigung empfunden, und nicht nur von den unmittelbar Beteiligten, der Banda der Schuster und Schneider, sondern von der ganzen Bevölkerung der umgangenen Städtchen. Und wissen Sie, was die Leute taten? Sie werden es niemals erraten, meine Herren! Weil Sie unsere Gegend doch nur oberflächlich kennen.

Am Tage der Santa Rita, als auf unserem Largo die gesamte Bevölkerung versammelt war und die neue Kapelle eben zu spielen anfing, fielen in unser friedliches Städtchen von zwei Seiten orkanartig zwei Menschentrupps ein, drohten mit Stöcken und schossen aus Revolvern und Pistolen. Sie überrumpelten die verdutzten Böttcher, warfen ihre Instrumente zu Boden und zerstreuten die Musiker. Unsere Ortsbevölkerung wurde gezwungen, in die Wohnungen zu flüchten und sich dort einzusperren. Auf dem Largo durften nur die Frauen und Kinder bleiben. Dann traten die beiden Bandas aus „Antico“ und aus „Nuovo“ feierlich ins Städtchen, richteten sich auf dem Largo mit dem Recht von Eroberern ein und führten abwechselnd die Nummern ihres Repertoires aus.

Diese Schufte, sehen Sie, haben sich zum Kampf gegen die Böttcher vereinigt. Im Augenblick hatten wir gar nicht gemerkt, daß es nur Schreckschüsse waren.

Aber musiziert haben sie dann sehr gut!

Solche Sachen geschehen bei uns, meine Herren! Sagen Sie, was Sie wollen, aber von unserem Standpunkt sehen wir auch darin einen Beweis für unsere Hingebung an die Kunst. Aber natürlich sind solche Verwicklungen nicht ohne Folgen. Die Obrigkeit mengt sich ein und wir Amtspersonen müssen auf unsere alten Jahre herumreisen, eidesstättige Versprechungen geben, schwere Verpflichtungen übernehmen...“

(Aut. Uebersetzung aus dem Italienischen.)

Wismar 700 Jahre alt

Am 18. August feiert Wismar, die alte Hansestadt an der Ostsee, sein 700jähriges Bestehen. Von seiner stolzen Vergangenheit legen zahlreiche alte Bauten, von den wir das Wassertor zeigen, beredtes Zeugnis ab.

Onkel Atlantik

Von Max Dortu.

Habana auf Cuba.

Liebe Freunde in der Heimat!

Das hättet Ihr Euch nun doch nicht gedacht: einen Brief aus Habana, aus Cuba! Wir wollten mit unserm toten Sportkutter „Lampo“, dem „Blitz“, von Madeira nach Bermudas fahren, und jetzt sind wir im heißesten Westindien. Wie wir hierher kamen? Och, das kam daher: weil Onkel Atlantik uns einen dicken grünen Strich durch die Reiserechnung gemacht hatte — Onkel Atlantik, kennt Ihr ihn, diesen rotnasigen, grünhaarigen, gelbzähnigen Alten? Gutmütig kann er sein, wochenlang, monatelang, bis er auf einmal den Sturmkoller kriegt, dann aber, dann solltet Ihr Onkel Atlantik fluchen und spuken hören, bösartig wird er — er hat unserem „Lampo“ den Mast abgebrochen, nach Cuba hat uns Onkel Atlantik verschlagen — oder besser: der „Donner“, der norwegische Frachtdampfer „Torden“ hat uns hierher gebracht — — doch wartet: wir wollen alles schön nacheinander erzählen.

Wo wir sitzen, wo wir schreiben? Auf der Terrasse des „Hotels Libertad“. Es ist windig, stark windig ist es, der Wind reißt an den rot-weißen Sonnensegeln: uns zu Häupten — aber der Wind ist heiß, er kühlt nicht, er frißt die Schweißperlen nicht von unserer Stirne — wir rauchen, die drei Männer rauchen fußlange schwarze Zigarren, unsere beiden Täubchen: unsere lieben Bordmädels, die rauchen Zigaretten — wir sind ganz in Tabakdunst gehüllt — und dennoch stechen uns die blauen Fliegen, fast so groß wie Brummer sind die — ekelhaftes Viehzeug!

Halt, drüben am Tisch sitzt einer — ein sonderbarer Geselle, Gesicht wie altes Leder, Augen wie Feuer, Nase wie Adlerschnabel — und seine Kleidung erst, 'nen weißen Spitzenkragen, 'ne bauschige grünseidene Bluse, enganliegende rote Hosen (kurze!), weiße Strümpfe, eckige Transchuhe: mit großen silbernen Schnallen drauf — — du, jetzt steht er auf, der Sonderbare, der mit den Feueraugen — horrijeh, er kommt auf uns zu: Mädels!, erschreckt nicht — und er stellt sich uns vor: mit schnarrender Stimme sagt er: Sie, ich bin der Christoforo Colombo, wer sind Sie eigentlich?, ich beobachte Sie schon eine ganze Weile — Unsere Mädels wurden rot — dann stellten wir uns vor, so: Reisende Sportleute aus der Stadt Triest sind wir, die ausgezogen sind, in der weiten bunten Welt — Recht und Freiheit und echte Menschenherzen zu suchen — um zu entdecken. — Da trumpfte er auf, der andere, mit dem silbernen Schnallenfuß trumpfte er auf: der Senor Christobal Kolumbus, wieder schnarrte er: Hab ich 's doch gleich gedacht, daß Verwandtschaft zwischen uns sei — Sie sind Entdecker, ich: der Colombo, ich war auch Entdecker — gestatten Sie mir, daß ich mich zwischen die beiden Damen setze — und: knacks!, da sitzt er schon: im weißen Korbsessel zwischen Margarete und Lucia — die sind einfach baff: so 'ne Unverschämtheit — aber er ist doch der Kolumbus, eigentlich 'ne Ehre — — und er schlägt mit seinem goldenen Kommandorestab auf den Tisch — und eine bildschöne braune Kreolin kommt, goldene Halbmonde im Ohr, im Rabenhaar an Perlmutterspange eine dunkelrote Rose — —.

Nun haben wir Freundschaft gemacht, der Kolumbus und wir — er hat schwarzen Rum und Eisgehacktes bestellt, wir schlürfen das mit Reisstrohhalmen in uns ein: das Brennendkühle: Rum mit gemahlenem Eisgesplitter — die Herzen werden warm, in uns blitzt es wie tatenfreudiger Mut — und der Kolumbus erzählt und erzählt — bitter ward er, sarkastisch warfen sich seine blaßgelben Lippen auf — dieses sagte er: Was, ihr modernen Entdecker, ihr glaubt immer noch an Recht und Freiheit und an Menschendank und Gleichheit — Caramba, beim blauen Schwan, ich habe das anders ausprobiert — ich, der Cristobal Colombo, ich habe den Menschen einen neuen Kontinent entdeckt — eine neue Welt habe ich den Menschen gezeigt,, die wollte ich schön gestalten, Freiheit sollte sein, nach meinem Seemannssinne — und wie war's, wie kam's? In den Kerker hat man mich geworfen, in Eisen habe ich gelegen, statt der phrygischen Mütze — habe ich die Brandkappe des Galeerensträflings getragen: das war Spaniens Dank an Cristobal den Weltentdecker, so lohnten die Grandi, die „Großen“ — den Großen!

Und er gießt sein Glas bis obenhin voll schwarzen Rum — und er trinkt — — Hilfe, er brennt, Feurio und Mordio — —. Alles ist vorbei, ein Häufchen weißer Zigarrenasche liegt auf dem Korbsessel, allwo der Herr Kolombus soeben noch gesessen hatte. — Vorbei, hin ist der Blick ins Vergangene.

Aber der Blick der Gegenwart ist schön — wir schauen auf Habanas Hafen, lilablau die See, düster drohend da drüben das Castello del Morro, amerikanische Panzerschiffe davor: schneeweiß: wie Unschuldslämmer, Wölfe im Schafspelz, die das schöne Mädchen Cuba bewachen, immer bereit: diese Yankeewölfe: Mädchen Cuba zu vergewaltigen, wenn sie nicht tanzt nach dem Orgelkonzert der Bordkanonen.

Cuba, Republik unter Yankeebefehl. Cuba: groß wie ganz Süddeutschland, vier Millionen Bewohner, davon eine Million Farbiger. Cuba: Zuckerrohr, Tabak, Apfelsinen, Ananas, Bananen — riesenweite Plantagen, spanische Senorones: Grundbesitzer — und Kapital von Wallstreet Neuyork, die Plantagen rationellst bewirtschaftet, verknechtet und versklavt die Mulatten und Neger — kaum der Anfang einer Arbeiterbewegung, am Lande — aber anders in Stadt Habana: hier gibt es in den Zigarren-, Rum- und Zuckerfabriken eine Gewerkschaftsbewegung, vom Schnitt der Trade-Unions in den United States: sozialer Einschlag! Habana: groß wie Nürnberg, 400 000 Menschen reiche Herrenstadt und arme Farbigenstadt — brillantenübersäte fette Donnas und barfußgehende Mulattenmädchen, die aber in ihrer reinen natürlichen Schönheit alle Brillantendonnas bei weitem übertrumpfen.

Ach so — vom Onkel Atlantik wollten wir doch erzählen — gut, aber kurz, der Rum ist alle. Also: auf Fahrt mit Segelkutter „Blitz“: Fahrt von Madeira nach Bermudas, Onkel Atlantik lag auf dem alten Buckel und schlief und schlief, seine Bleibrust wogte schwer auf und ab — dann gähnte er, Onkel Atlantik — da rollte die See in wilder Dünung — jetzt blinzelt er mit den grünen Augen, jetzt bläst er mit vollen Backen, jetzt springt er auf, er zertrampelt die See — Sturzseen überbrechen den „Blitz“, der Mast geht kopheister, die Luken reißen auf — wir müssen sterben, Lucia betet — Gretel weint — wir Männer fluchen — unser schöner Sportkutter ein Wrack: unser Sarg, hinein ins Seemannsgrab — —.

Aber das hatte Onkel Atlantik nicht gewollt, fressen wollte er uns nicht, er wollte uns nur mal erschrecken — Onkel Atlantik lag wieder schlafend und schnarchend auf dem Buckel, die See wieder wie wogendes flüssiges Blei: so heiß und so graublau — — da!, Freude, Rauch am Osthorizont, ein Dampfer — juchhei, wir werden gerettet, schönes Leben, wir küssen uns alle, Lucia küßt sogar den fettschwarzen Mund, nein: sie küßt das Mäulchen „Albaturcos“, unseres lieben treuen Bordhundes —.

Ja, nun waren wir an Bord des „Torden“, norwegischer Frachtdampfer auf Fahrt von Oslo nach Habana, der „Donner“ hatte den „Blitz“ gerettet: der „Torden“ hat den „Lampo“ in Schlepptau, mit norwegischen Steuerleuten haben unsere Mädels getanzt, und wir „Lampo“männer tanzten mit der Kapitänsfrau und mit dem Koch — der Zimmermann spielte auf der Zieha-zieha-zieha: der Ziehharmonika! Schön war's, lustig, der „Donner“ schleppt den halbwracken „Blitz“.

So kamen wir nach Habana auf Cuba. In vierzehn Tagen ist der „Lampo“ wieder gesund — dann segeln wir durch die Karibische See hin nach Panama, wir wollen messen: wie breit Panamas Kanal ist — ist er breit genug für den „Lampo“, dann fahren wir hindurch — durch den Canale de Panama — hinein in den Stillen Ozean — und dem Onkel Atlantik machen wir alsdann vom Pazifik aus 'ne lange Nase — aber nicht Euch: Ihr lieben Freunde in der Heimat. Euch werfen wir Handkuß und Handschlag zu: hier auf's Papier hin —. Fühlt ihr's? Von Panama aus schreiben wir Euch mal wieder — bis dahin: Adjes!

Eure Segelbrüder auf Weltenreise.

Nochmals: Die Welt ist so schön, so schön — nur frei muß man sein!

Tod im Tunnel

Novelle von Fred Westermark.

Der Zug hatte längst die letzten Ausläufer der weiten, fruchttragenden Ebene mit ihren wogenden Kornfeldern, ihren saftigen grünen Wiesen und behäbig wiederkäuenden Herden buntgescheckter Rinder verlassen. Die Landschaft, die draußen vorbeiflog, erinnerte noch eben an die sanften Hügelwellen Thüringens, aber schon schoben sich die ernsteren Felsenmassen des Vorgebirges dichter heran und hinter ihnen, schimmernd wie Wolken und fast ohne Verbindung mit der Erde, erheben sich die Gipfel ungeheurer Berge und bohrten ihre schnee- und eisbedeckten Scheitel in die Unendlichkeit des Himmels.

Eveline sah die Landschaft auf sich zustürzen und lächelte verträumt, während sie Haralds Hand streichelte und sich wenig um das etwas monkante Wesen ihres Gegenübers, einer offenbar sehr reichen, jedenfalls überaus vornehm angezogenen Dame ihres Alters kümmere. Mochte sie denken, was sie wollte, warum sollte es nicht jeder sehen und wissen, daß sie beide verheiratet, jung verheiratet waren, daß Eveline sehr, sehr glücklich sei, jetzt da man dem Süden entgegenfuhr.

Ein Schaffner ging durch den Gang, blieb vor jedem Fenster stehen, schloß die geöffneten und prüfte sorgfältig die anderen, ob sie auch fest in ihrem Rahmen saßen. Jetzt stand er vor der Türe von Evelins Abteil, und Harald, der von der langen Fahrt ein bißchen schläfrig geworden war, fuhr mit komischem Erschrecken aus seinem leichten Halbschlummer auf, als der Schaffner das Fenster geräuschvoll schloß.

„Warum werden denn alle Fenster zugemacht?" fragte Eveline neugierig und erstaunt. „Wo es doch eben schon so entsetzlich heiß ist...!" Harald zuckte die Achseln.

„Ich weiß nicht, Liebes. Wahrscheinlich kommt bald ein Tunnel."

Enger umschlossen die steinernen Wände den Zug, jetzt kam der Widerhall des Ratterns der Räder von allen Seiten zurück der Fels fügte sich über ihren Häuptern zu einem Dache, das Tageslicht verschwand irgendwo hinter ihnen und gleichzeitig flammten im Zuge die elektrischen Lampen auf.

Plötzlich erloschen alle Lampen, ein ungeheures donnerndes Tosen ein furchtbarer Krach erschütterte die Luft. Schrei, entsetzlicher, wilder, angstvoller Schrei von hundert Menschen und mehr gellte durch die Nacht, Splittern von Holz. Klirren von Glas. Stöhnen — dann wurde es ganz still. Für Sekunden, für Minuten vielleicht! Harald hatte einen wahnsinnigen Stoß erhalten, der ihm fast die Besinnung raubte, ein stechender Schmerz zerriß seine Stirn. Blut verklebte seine Augen, strömte über sein Gesicht, widerlich süß schmeckte er es auf den Lippen. In ernstem jähen Schreck griff er nach der Seite, riß Eveline an sich, betastete sie, die ihre Lippen fest zusammengepreßt hielt, nichts sprach, merkte keine Verwundung. — „Ohnmächtig" dachte er und eine Last fiel von seiner Seele. Er legte seinen Kopf an ihre Brust, hörte in der grauenhaften Stille dieser Sekunden deutlich ihr Herz schlagen, leise, ganz leise. Sie lebte!

Dann hörte er Stöhnen, gellendes Heulen, hysterisches Schluchzen von Weibern, angstbebende Männerstimmen, das Wimmern kleiner Kinder, hundert Laute, die sein Herz zerrissen. Er hatte nicht die geringste Vorstellung von dem, was passiert sein mochte. War der Zug mit einem anderen zusammengestoßen, war der Fels über ihnen niedergebrochen? Er ahnte es nicht. Eine unerträgliche Hitze nahm ihm den Atem, er fühlte sich selbst einer Ohnmacht nahe. Nur Luft, Luft dachte er, sonst stirbt sie mir unter den Händen.

Er erhob sich schwer, Eveline mit einem Arm umklammernd. Betastete die Wände und konnte nichts entdecken. Dies Abteil war offenbar einigermaßen verschont geblieben.

Wenn man nur herauskäme aus dem Gefängnis! Er machte einen Schritt vorwärts, stieß mit dem Fuß an einen weichen Körper, beugte sich herunter. Ach so, die anderue, die fremde Dame, die ihnen gegenübersaß. Seine Hand faßte Blut, klebriges noch warmes Blut. Irgend ein schwerer Gegenstand mußte auf sie herabgefallen sein, wer weiß was. Ob sie noch lebte. Er konnte nichts feststellen, so im Dunkeln. Hätte ihr auch nicht helfen können. Sicher war sie tot!

Aber sie lag der Länge nach vor der Tür, versperrte ihm den Ausgang. Die Tür war verschlossen gewesen — aber auch wenn sie offen war, konnte er über diesen Körper nicht hinwegspringen, in den Gang hinaus, mit der Last seiner Frau auf den Armen.

„Gott verzeih mir die Sünde", stöhnte er dumpf, „aber ich kann nicht anders. Es geht ja um Eveline. Und diese fremde Frau hier ist tot — ist bestimmt tot." Er trat auf den zusammengekrümmten Körper, der sich nicht rührte — es war ein schauerliches Gefühl, zerrte, rüttelte an der Tür, bekam sie schließlich auf, trug Eveline auf den Gang. Immer noch dieses wüste Gewirr von Stimmen, Angst, Entsetzen, Verzweiflung, aus jedem Laut herausbrechend, der an sein Ohr drang.

Das große Fenster im Gang war zerbrochen, Reste der Scheibe, die noch am Rande in dem Rahmen steckten, brach er ab, klirrend zerschellten sie draußen auf den Steinen —. Dann, mit unsäglicher Mühe, den Körper seiner Frau mit dem einen Arm umschlingend, versuchte er herauszuklettern. Zerschnitt sich dabei die Hand, ohne darauf zu achten, endlich gelang es. Er spürte das Trittbrett unter seinen schwebenden, suchenden Füßen, hob mit dem Aufwand letzter Kräfte Eveline empor, durchs Fenster, ließ sie sanft niedergleiten, dann sich selbst — atmete erleichtert auf, stand auf den runden Steinen der Gleisschüttung und fühlte sich schon bald gerettet.

Schaffner gingen vorbei, schrien nur immer, heiser, dennoch bemüht, die Passagiere zu beruhigen. „Kein Licht anzünden, um Gottes willen kein Streichholz anzünden, sonst sind wir alle erledigt. Es kommt gleich Hilfe!"

Die Warnung pflanzte sich fort, trotz der ungeheuren Aufregung unter den Verunglückten. Es war, als habe sich bei allen ein letzter Rest von Vernunft bewahrt, als wüßte jeder, daß er sterben müsse, wenn er der Warnung kein Gehör schenke.

Es war rabenschwarze Finsternis, man konnte nichts, gar nichts sehen. Harald erkannte einen Schaffner an der Stimme, fragte ihn, was geschehen sei. Der wollte ohne Antwort entweichen. Da packte Harald ihn mit der freien Hand, würgte ihn — er hatte ungeheure Kräfte — erfuhr so schließlich, daß der Tunnel wenige Meter vor dem Zuge zusammengestürzt sei — die Lokomotive sei in die Gesteintrümmer hineingefahren, die hinteren Wagen durch den Rückstoß entgleist, wären umgestürzt, hätten sich aufeinander geschoben, man sei von beiden Seiten eingeschlossen. Aber es werde versucht werden, die Hindernisse am Zugende zu beseitigen. In ein, zwei Stunden würde es geschehen sein.

„Ein, zwei Stunden kann ich nicht warten", dachte Harald angstgeschüttelt. „Das erträgt sie nicht, sie muß frische Luft atmen."

Das Nachbargleis war frei. Auf ihm tastete sich Harald weiter — ab und zu, wenn er die Richtung zu verlieren drohte, fühlte er mit der Hand nach den Rädern des Zuges. Spürte schließlich die Kurbelstange, die ungeheure stählerne Flanke der Lokomotive. Er war also verkehrt gegangen. Hier, wo sich das Gestein bis an die Decke türmte, gab es kein Entrinnen.

Mit der Last Evelines auf dem Arm machte er den Weg zurück. Schweiß stand auf seiner Stirn und vermischte sich mit dem immer noch nicht zum Stillstand gekommenen Blut. Endlos erschien ihm der Weg. Endlich hörte er das Knirschen von Sägen, unterdrückte Flüche, den heftigen, geräuschvollen Atem schwer arbeitender Männer. Er berührte Holz und Eisenteile, Räder, die in der Luft standen; was unter diesen Trümmern lag, das hatte wohl schon längst aufgehört zu leben.

Das Entsetzliche war diese vollkommene Finsternis. Harald fühlte, daß er wahnsinnig werden würde, wenn er hier noch lange Stunden vielleicht warten mußte. Da bettete er die ohnmächtige Eveline dicht an die Wand des Tunnels, wo er sicher sein konnte, daß kein anderer hinkommen würde; für Augenblicke nur. Suchte auf eigene Faust einen Durchlaß, witterte irgendwo einen Hauch kühlerer Luft. Und zwischen Splittern, Balken und Eisenteilen entdeckte er wirklich eine Lücke, einen ganz schmalen Zwischenraum, breit genug trotzdem, sich hindurchzuzwängen. Rief er den andern zu, brüllte, ungewiß dennoch, ob man ihn hören würde. Zog den Körper Evelins vorsichtig mit unendlicher Sorgfalt, hindurch, ängstlich darauf achtend, daß sie sich nicht verletzte.

Und dann sich aufreckend, holte er tief, tief Atem. Hinten, ganz weit hinten sah er einen matten Schimmer. Das mußte Tageslicht sein, dort befand sich die Einfahrt zum Tunnel.

Noch einmal nahm er Eveline auf die Arme, rief, raste auf das ferne Licht zu. Minuten vielleicht nur — ihm schienen es Ewigkeiten zu sein. Endlich kam er näher, der Schimmer wurde zu einer sanften Helligkeit, die von einem kühlen, frischen Luftzug begleitet war. Im Lauf suchte Harald Evelines Antlitz, unruhig, besorgt. Da wurde sein Gesicht aschgrau, er sank in die Knie, wie ein Erschlagener — im Arm hielt er — die fremde Frau!....



Rastenburg 600 Jahre alt

Das alte ostpreußische Städtchen, dessen Geschichte bis in die Ordenszeit zurückgeht, begeht vom 17. bis 19. August die Feier seines 600jährigen Bestehens.

Das geheimnisvolle Klavier

Von Kurt Heynicke.

Mein Freund Richard war soeben von einer Reise, die er durch die Vereinigten Staaen Nordamerikas gemacht hat, zurückgekehrt. „Was soll ich dir erzählen? Es gibt so viele Bücher über Amerika, schlage sie auf und lies das Gegenteil", antwortete er mürrisch auf meine Fragen. Aber so ist Richard immer, man muß ihn erst ankurbeln wie ein sehr altes Auto. Ich wagte es daher: „Ein barbarisches Land für dich bei deiner Vorliebe für Alkohol. Das Verbot drüben, die Prohibition . . ."

„Hach", lachte er, „hach".

„Warum lachst du?" fragte ich.

„Ich denke an Mister Rockestones Klavier."

Jetzt lachte er nicht mehr kurz und militärisch „hach-hach", sondern Erinnerung — wahrscheinlich eine sehr vergnügliche Erinnerung, ließ ein dauerndes „hihihihihi" aus seinem sich breit entfaltenden Munde. Als er sich beruhigt hatte, markierte ich Wut: „Da hast eine Art, Leute neugierig zu machen".

Er folterte mich durch Schweigen. Dann holte er einen Kaubonbon aus der Tasche, und steckte ihn zwischen die Zähne. „Ein echt amerikanischer Bonbon" sagte er.

„Die gibt es hier viel billiger" murrte ich trotzig, „aber wenn du das Ding entfernt hast, wirst du mir von Rockestones Klavier erzählen".

„Mein Lieber, obwohl ich gelacht habe: es ist eine traurige Geschichte. Seit jenem Erlebnis flehe ich jeden Amerikafreund an: lassen Sie Amerika, retten Sie Europa". Er schrie mich plötzlich an: „Hast du noch Traditionen? Hast du Ehrfurcht vor einem Kunstwerk? Wenn du vor die Frage gestellt wirst, entweder zehn Mark zu verdienen oder Katharina, deine schöne Base, zu küssen, küßt du dann lieber Katharina?"

„Natürlich küsse ich lieber!" schrie ich.

Er atmete auf: „Dann bist du noch nicht verloren. Ein Amerikaner werde lieber zehn Mark verdienen."

Ich steckte das Lob ein und duldete das Schweigen, welches Richard brütete, einige Minuten. Dann erinnerte ich zaghaft: „Und Rockestones Klavier?"

„Ich sehe, daß ich nicht darum komme, es dir zu erzählen. Unterbrich mich nicht und höre zu: Rockestone, nein, du kennst ihn nicht, obwohl er ein berühmter Erfinder ist. Seine Erfindungen werden nur von Amerikanern geschätzt. Er hat viele Ideen und führt sie erst aus, wenn der finanzielle Erfolg sichergestellt ist. Seine letzten Neuigkeiten waren der dauerparfümierte Füllbleistift und die musikalische Seife. Was musikalische Seife ist? In jedem Stück ist ein kleiner Miniaturspielapparat, der sofort zu spielen anfängt, wenn die Seife mit warmem Wasser in Berührung kommt. Er geht meist entzwei, wenn die Seife aufgebracht ist. Gute Idee? Nein? Ja, aber Rockestone hatte es mit der Musik. Das bringt mich also wie er in die Nähe des Klaviers.

Ich kam auf Empfehlung eines amerikanischen Freundes zu dem großen Erfinder und hatte das Glück, jawohl, Glück — ihm einen ganzen Abend allein Gesellschaft zu leisten.

Spät am Abend und nach einem guten Essen, zwinkerte Rockestone mir zu: „In Deutschland pflegt man um diese Zeit einen Likör zu genießen?"

Ich entgegnete bescheiden, daß ich stets die Sitten des Landes, dessen Gastfreundschaft ist genöße, achtete.

Die Sitte des Landes, meinte darauf der Amerikaner erst, gebietet jetzt Likör. Ich verneigte mich zustimmend.

Was wünschen Sie, fragte Rockestone, etwas Schweres oder etwas Leichtes.

Aha, dachte ich, sogleich geht er in den Wein- oder Schnapskeller.

Es war Herbst, ein kalter Wind kreiste brüllend um die Wolkenkratzer und auf dem Hudson konzertierten die Nebelhörner. Lag es nicht nahe, daß ich gegen diese trübselige und traurige Natur protestieren mußte? Ich sagte deshalb: Bitte etwas Heiteres, Beschwingendes! Ich wurde geistreich, ich sagte: Bringen Sie Sonne im Glas!

Das haben sie ausgezeichnet gesagt, kicherte Rockestone und stelzte davon. Zu dem prohibitionspolizeisicheren Schnapspanzerschrank, wie ich vermutete. Er mußte im Nebenzimmer stehen, denn Rockestone zog die Tür hinter sich zu und hantierte, wie ich hören konnte, an einem Gegenstand herum. Auf einmal ertönte, auf dem Klavier lieblich angeschlagen, das sehr volkstümliche Lied: „Der Mai ist gekommen". Dieses Lied kennt man auch in Amerika, wie du weißt. Der erste Vers war zu Ende, ich wartete auf den zweiten. Aber statt dessen zeigte sich lächelnd wie ein Vollmond Rockestone mit zwei Gläsern, die fraglos Schnaps enthielten.

Da haben sie Sonne im Glas, prostete der volkstümliche Erfinder mir zu, denn wenn der Mai gekommen ist, scheint auch die Sonne, nicht wahr?

Unstreitig, sagte ich, doch wußte ich nicht, was er mit seiner mir etwas verworren erscheinenden Rede meinte.

Wir tranken.

Wie schmeckt das Lied? fragte Rockestone. Der Likör ist ausgezeichnet, antwortete ich. Sein Witz, statt Likör Lied zu sagen, war recht platt. Weil er vorher „Der Mai ist gekommen" geklimpert hatte.

Er strich das Lob ein. Nach einer Weile fragte er: Nun, eine andere Stimmung?

Stimmung? fragte ich zurück.

Was Sie wollen, sagte er, Sie können wählen.

Sie meinen doch mit Stimmung Likör? glaubte ich mich deutlich ausdrücken zu müssen.

Natürlich, gab er zurück, natürlich meine ich den Likör, haha, dabei lachte er ganz merkwürdig.

Langsam stieg in mir der Verdacht auf, daß ich es mit einem Verrückten zu tun habe. Vielleicht war es am besten, ich ging ganz auf seine Ideen ein, um ihn nicht zu reizen?

Nun, dann wünsche ich mir etwas Strammes, Soldatisches und etwas Lustiges dazu! rief ich, worauf der Amerikaner heiter grinsend verschwand. Danach spielte das Klavier im Nebenraum — war es Rockestone oder Geisterhand? — Wer will unter die Soldaten? . . .

Weshalb klimperte der Mann nur vor jedem Schnaps? Lag hier eine durch das Prohibitionsgesetz verursachte geistige Verwirrung vor? Oder hatte der Alkoholkonsum Herrn Rockestone zu Gehirnschwund verdammt? — Aber der Likör, den er brachte, war gut.

Schmeckt es? fragte er.

Ich leckte mir die Lippen und bejahte anerkenned. Er ist kräftiger als vorhin.

Er schlug mir auf die Schulter. Jetzt sollen Sie etwas ganz Modernes haben: Ich küsse Ihre Hand, Madame, — und tanzte ins Nebenzimmer.

Ich ergab mich widerstandslos in die Situation. Als er wiederkam und mir zu trinken gab, war ich diesmal nicht zufrieden.

Das Getränk war süßlich — weichlich. Aber ich hütete mich, meinem Gastgeber zu mißfallen, konnte jedoch meine Neugier nicht mehr zügeln: Weshalb spielen Sie vor jedem Glase, das Sie kredenzen, auf dem Klavier und weshalb geben Sie dann Ihren Likören oder Likörmischungen diese merkwürdigen Namen?

Er näherte seinen Mund meinem Ohr und flüsterte schalkhaft-geheimnisvoll: Weil ich ein Musikfreund bin.

Ich dachte an die musikalische Seife und lächelte im stillen, fragte aber weiter: Und weswegen spielen Sie immer nur einen Vers?

Er antwortete ruhig: Weil das Glas sonst überlaufen würde. Armer Rockestone, du Erfinder und Beglücker deines Volkes! Nun hast du deinen Geist überanstrengt und bist doch verrückt geworden. Oh, sagte er, als habe er meine Gedanken erraten, ich weiß, daß Sie mich für verrückt halten. Ich wollte es aber doch nicht offen zugeben und schüttelte den Kopf. Kommen Sie, sagte der Amerikaner und zog mich ins Nebenzimmer. Aha, da stand das Klavier. Es sieht aus wie andre Klaviere, nicht wahr, lockte Rockestone mit einer Handbewegung, näher zu treten.

Jawohl, sagte ich schüchtern.

Nein, entgegnete der andre barsch, nein. Denn sehen Sie her! Ich sah: an der Stelle, wo sonst die Leuchter angebracht waren, kamen zwei Röhren aus dem Holz, und an einer hing

Ein Hundeleben bleibt auf der Strecke...

Ueber die lange, heiße Landstraße, die in die Nähe der Sommerfrischen führt, läuft das Auto. Marke Roll-Royce. Es spult die Straße auf wie ein Band. Es hält jenes angenehme Tempo von neunzig Kilometer, in dem die Herrschaften gern über lange Strecken reisen, weich gewiegt von dem im eigenen Gewicht federnden Wagen, verzärtelt vom leisen Summen des Motors.

Im Fond sitzt der alte Direktor mit seiner Freundin. Trotzdem es sehr heiß ist, hält er ihre Hand. Sie gestattet es, denn die seine ist angenehm kühl.

Vorn, am Volant, sitzt Martin, der Chauffeur. Er zieht sich mit seinem Blick an die Fernen heran, hat er sie erreicht, läßt er los und strafft sich bei der nächsten Wegbiegung. Es ist ein elastischer Blick.

Das Auto läuft ruhig, gleichmäßig, federnd. Der Direktor hält die Hand seiner Freundin. Der Chauffeur sitzt am Volant. Plötzlich . . .

„Plötzlich" — heißt es immer in den Romanen, wenn etwas geschehen soll, daß der Leser nicht einschläft. Insbesondere bei den schlechten Dichtern kommt das meiste ganz plötzlich. Aber auch das Leben ist nun einmal so, daß in ihm vieles plötzlich passiert. Sein Autor, das erweist sich immer mehr, ist auch ein richtiger Stümper gewesen. Es gibt keinen Schundroman, in dem es noch so wüst zugehen dürfte wie im vollen Menschenleben. Also, plötzlich geschah etwas . . . Das Ganze spielte sich im Laufe von zwei Minuten ab. Im Zeitalter der Automobile darf sich eben die Plötzlichkeit nicht länger Zeit lassen. Es war auch reichlich genug. Man muß nur rechnen: zwei Minuten, das sind immerhin einhundertzwanzig Sekunden. Ein Zeitlupenapparat hätte das Folgende etwa so aufgenommen:

Der Direktor denkt: Eine kleine, ein wenig feuchte, ein wenig nervöse Hand hat sie . . . ich habe sie gern, mit ihrem wie ein bunter Kinderballon steigenden Lachen . . . hat auch sie mich gern? . . . Was täte ich, wenn sie stürbe . . . was täte sie, wenn ich stürbe . . .

Die Freundin: Er hat eine angenehme, kühle Hand . . . und so ruhig . . . sie ist auch sehr schön . . . aristokratisch, so . . . mein Gott, es ist furchtbar heiß . . . habe ich ihn lieb? . . . Ich glaube nicht . . . Alfred, mein Eintänzer, ist ein schöner Mann . . .

Der Chauffeur: Jesus, heiß ist's . . . wie ich nur schon schwitz' . . . Der Alte hat's gut mit sein Flitscherl. Wozu er die noch braucht . . . Was ist das für ein Fleck auf der Landstraße? . . . Ein Hund. Schläft er?

Der Chauffeur tutet. Der Hund, der auf der Straße gelegen war, schrickt auf, beginnt zu laufen, läuft, läuft, bebt, läuft, läuft, läuft.

Rechts und links ist freies Feld. Aber der Hund ist zu Tode erschrocken, läuft irrsinnig geradeaus. Startet seine Lunge mit dem Motor um die Wette. Läuft. Seine Ohren fliegen ihm ganz komisch um den Kopf. Im Kreuz sitzt ihm die schreckliche Hupe des Autos. Wenn der furchtbare Laut wieder anhebt, ist es ihm, als heule etwas in seiner Brust auf. Die Hupe raubt ihm den Rest seines Hundeverstandes. Er muß nur sie, diese Fürchterliche hinter ihm, loskriegen! — Wüßte es Martin, er ließe die Hupe, aber so weiß er's ja nicht, flucht über den Hund und läßt sie lauter, lauter schrillen.

Der Hund fühlt, daß er dem Schrecklichen hinter sich nicht entgehen kann. Seine Lunge ist so was wie ein nasser Lappen. In diesem Augenblick wirft er sich herum, jappt mit dem Maul empor, daß die Zähne in der Sonne blitzen, jault auf, will den Feind anspringen. Ein Hund gegen die Technik des zwanzigsten Jahrhunderts. Don Quichotte unter den Tieren.

„Canaille!" schreit Martin. Die im Sprung aufgereckte Nase wird mit ungeheurer Wucht unter den Kühler geschlagen, der Wagen schaukelt leicht und braust sofort wieder in schlanker, ruhiger Sicherheit weiter. Tempo: neunzig Kilometer.

Ein Hund kam unter die Räder; ein Hundeleben blieb auf der Strecke.

Der alte Direktor drückte in diesem Augenblick die Hand seiner Freundin, sie blickte auf . . .

Folgendes war in dem wunderschönen, kobaltblau lackierten Roll-Royce vorgegangen:

Der Direktor dachte: Wenn ich stürbe, heiratet sie entweder oder sie kriegt wieder einen alten Mann wie mich. Sie ist eigentlich nicht glücklich. Nein, mit mir nicht. Wenn sie mit dem blonden Eintänzer, ich glaube, Herr Alfred nennen ihn die Damen, tanzt, dann ist sie glücklich, das sehe ich, wenn sie über seine Schulter so süß ausdruckslos lächelt; dann denkt sie nicht an mich, aber auch nicht an die andern, dann ist sie glücklich. Alle lachen so idiotisch beim Tanzen, aber sie tut es doch am schönsten. Aber dieser Herr Alfred ist eigentlich gar nicht gut für ihre Nerven. Sie ist so jung, sie könnte eine Dummheit machen. Sie lächelt ihm so freundlich zu, wenn er sie zu unserem Tisch zurückführt. Man müßte etwas tun.

Die Freundin: Ich freue mich, jetzt schon bald in meinem Zimmer zu sein. Ich werde Limonade, ganz sauer, trinken und mir Eis an die Schläfen halten. Warum eigentlich Martin fortwährend tutet, es ist doch gar kein Auto vor uns. Macht ihm das Spaß? Mich macht es nervös. Nun, er hört schon auf . . . Auch d i e Menschen haben schon Nerven.

Die Gedanken des Direktors und seiner Freundin erhielten da einen Stoß, denn in diesem Augenblick fuhr Martin über den Hund. Die leichte Erschütterung hatte aber genügt, im Kopfe des alten Direktors zwei Gedanken, die sich schon lange suchten, aber nicht finden konnten, zueinander zu bringen. Der Direktor dachte:

„Ob es der Herr Alfred ist oder ein anderer, es wird nicht mehr lange dauern, einer wird es doch sein . . . Sie ist so jung . . . Ich bin schon zu alt . . . Trotzdem, ich möchte keine Hörner tragen . . . Sie soll warten, bis ich tot bin . . . Besser ist es aber, man geht einer Gefahr aus dem Wege . . . Ich habe nie zu kühn spekuliert, so habe ich nie verloren . . . Sie soll den Herrn Alfred lieber nicht sehen . . . Wir fahren zurück und wo anders hin . . . Die Koffer werden nachgeschickt . . . Das geht ganz gut . . . Aber sie wird fragen, was soll ich sagen . . .? Ich werde ihr das Auto schenken, dann fragt sie nicht . . . Ja."

Damit drückte er die Hand, die kleine, ein wenig feuchte, ein wenig nervöse Hand seiner Freunde. Sie blickte auf.

Am Abend, ein paar purpurrote Wolken segelten gegen Osten, kam ein Bauerngespann mit Ochsen über die Landstraße. Der Bauer ging neben den Ochsen. Er hob den Hund aus dem Staube und warf ihn in den Wagen. Eigentlich wußte er noch nicht, was er mit dem Kadaver anfangen sollte. Ein toter Hund... Vielleicht warf er ihn wieder hinaus.

F r a n z T r e s c h e r.

Ein schönes Krieger-Ehrenmal

hat die kleine Gemeinde Frischborn in Oberhessen ihren gefallenen Söhnen errichtet. Bemerkenswert ist, daß das Denkmal aus Klinkern — doppelt gebrannter Ziegelerde — besteht

---

noch ein Tropfen, den ich unzweifelhaft als Likör erroch. Rockestone öffnete eine Klappe an der hinteren Wand des Klaviers, dessen Breite mir nun doch auffiel. Da sah ich eine Menge Röhren, Drähte, Verpfropfungen und eine reiche Anzahl flaschenähnliche, mit verschiedenfarbiger Flüssigkeit gefüllte Gefäße.

Bitte, was wollen Sie für ein Lied? ragte der Erfinder.

Ich antwortete nicht. Jetzt war mir, als sei ich verrückt. Nun? drängte er.

Was Sie wollen sagte ich.

Er setzte sich hin und spielte. Ich werde phantasieren, erklärte er. Er schlug die Tasten. Aus Höflichkeit hielt ich mir nicht die Ohren zu. Rockestone war so musikalisch wie ein liebevoller Kater bei Mondschein im Frühling. Ich aber sah, während er spielte, aus den beiden Röhren an der Vorderseite des Klaviers Tropfen in die darunter gestellten Gläser laufen. Bei jedem Tastenschlag einer Prosit, sagte Rockestone und wir tranken. Um mich drehten sich die Wände.

Es ist keine Zauberei, erklärte Rockestone sanft, denn er hielt meine Erregung für Bewunderung. Hier zu Lande haben die meisten Leute ihre versteckte Schnaps-Batterie. So einen Bibliothekschrank, an dem die Buchrücken von Leder oder Leinen nicht etwa Papier, sondern Schnapsflaschen verdecken — kann jeder haben. Weil ich Musikfreund bin. —

Und was für einer, dachte ich.

Weil ich Musikfreund bin, habe ich dieses Klavier konstruiert: jeder Tastenanschlag löst einen Kontakt aus, der eine Flasche öffnet und eine bestimmte Menge Likör durch Röhrchen nach dieser Oeffnung leitet, welche Sie vor sich sehen.

Oh, staunte ich.

Jeder Tag hat seinen Likör, erklärte Rockestone, verstehen Sie; bei mir trinken Sie nicht eine x-beliebige Geschmacksmischung, kein Mixer mixt nach Rezept, hier obwaltet höchste Bestimmung: Kunst! Musik!

Entsetzlich, fuhr es aus meinem Munde.

Wie? fragte der Erfinder des Schnapsklaviers mißtrauisch. Ich meine, verbesserte ich mich ängstlich, unersetzlich — Ihr Genie!

Nicht wahr, meinte er geschmeichelt. Sie können auch „Winterstürme wichen dem Wonnemond" haben, wenn Sie wollen auch „Ach, wie so trügerisch" und wenn Sie weiter so ein Gesicht machen, müssen Sie den Trauermarsch trinken!

Bitte, nicht, wehrte ich ab und versuchte, Heiterkeit über mein Gesicht zu verbreiten.

Ich bin nun einmal ein einfältiger Europäer und habe über Musik meine Ansichten. Am liebsten hätte ich mit einer Axt das Schnapsklavier zertrümmert. Aber — ich war in Amerika. Genial, sagte ich und dachte? Barbar, Banause.

Nun wollen wir etwas Amerikanisches trinken, sagte Rockestone und senkte die Hände auf das Klavier: „Yankee doodle". Während das Klavier nach den Tönen des Yankeedoodle den Likör tropfenweise von sich gab, entfernte ich mich leise aus der Wohnung Mister Rockestones."

Soweit die Erzählung meines Freundes Richard. „Biete mir nie, wenn jemand Klavier spielt, zu gleicher Zeit einen Likör an. Man kann mich damit bis zur Tobsucht reizen".

Die Dirne im Jugendamt

Wie ist sie dahin gekommen? Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, daß das Jugendamt, das Landjugendamt der Rheinprovinz, sich weder „dankbar" noch „verschwiegen" gezeigt hat. Es hat „Die Dirne Elisa" — um dieselbe handelt es sich — bei der Kontrollstelle in Berlin denunziert. Anscheinend hat es sich furchtbar aufgeregt. So etwas konnte nur dem Jugendamt der Rheinprovinz passieren. Man muß wissen, daß „Die Dirne Elisa" einundfünfzig Jahre alt ist. Allerdings ist diese Französin noch herrlich wie am ersten Tag und sie hat ein neues Gewand angelegt, in Form einer soeben aus dem Verlag Kaden und Comp., Dresden, hervorgegangenen wundervollen Uebersetzung von Bernhard Jolles. Zwar ging sie eigentlich nicht in dieser einher, als das Jugendamt der Rheinprovinz sie auf Herz und Nieren prüfte, sondern in der eines Wiener Hauses. Aber auch von dieser vermag nicht einmal das Jugendamt in seiner nachträglichen Entrüstung zu behaupten, daß ihr besonders üble Eigenschaften und aufreizende Absichten nachzusagen wären. Es sagt nur, daß die andere Uebersetzung, von Bernhard Jolles, in der ich „Die Dirne Elisa" zu Gesicht bekam, die bessere sei. Jedenfalls eine paradoxe Angelegenheit, daß in Deutschland, wo seit dem vorigen Jahre die Kontrolle für die wirklichen Damen der Halbwelt gesetzlich abgeschafft ist, jetzt die Dirne im Roman sich der Kontrolle unterwerfen muß. Umso paradoxer, als „Die Dirne Elisa" gar nicht der halben, sondern vielmehr der ganzen Welt gehört. Das hat ihr die Prüfstelle Berlin für Schund- und Schmutzschriften amtlich attestiert.

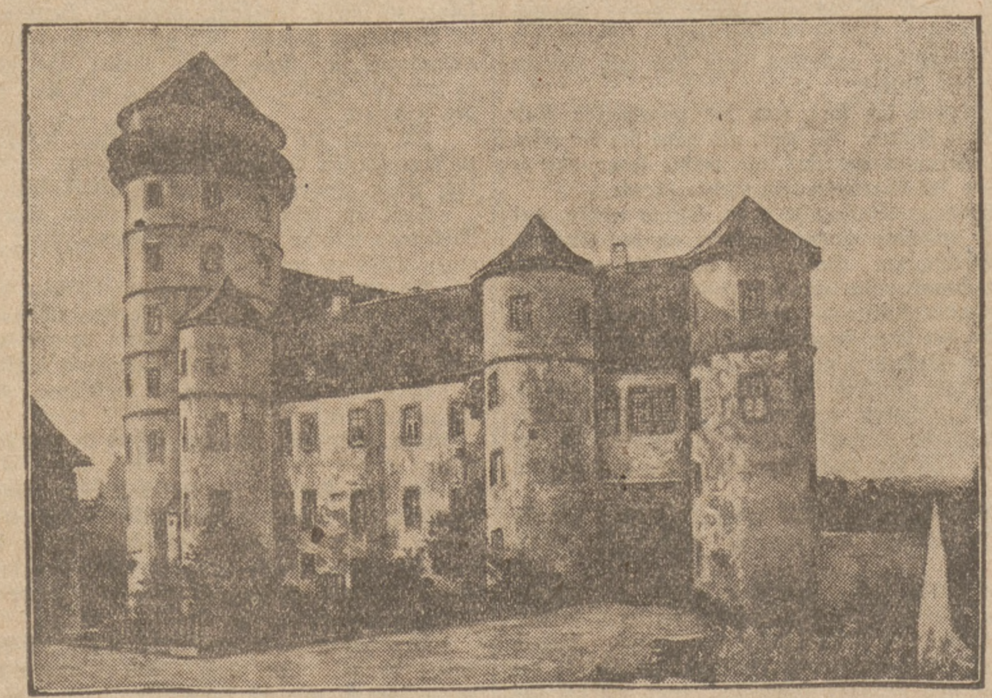
Die Prüfstelle sagt: „Das Werk gehört der Weltliteratur an und ist für die Entwicklung des sozialen Romans bahnbrechend gewesen. Daß bei einem Kunstwerk von dieser Bedeutung die Frage, ob es sich um Schmutz oder Schund handle, überhaupt nicht aufgeworfen werden kann, bedarf keiner Begründung."

Mit welchem Scharfblick und mit welcher Konzentration sich die Prüfstelle Berlin den Gegenstand der Streitfrage zu eigen gemacht hat, geht allein schon aus der Präzision hervor, mit der es ihr gelingt, in zwei Sätzen ihres Urteils den Handlungskern des Romans zusammenzufassen: „Der Roman „La fille Elisa" von Edmond de Goncourt behandelt das Schicksal einer Frau, die nach einem wirren und wechselvollen Dirnenleben von reiner Liebe zu einem Mann erfaßt wird und den Geliebten mit dem elementaren Abscheu der sexuell verbrauchten Dirne gegen den Mann in jähem Blutrausch ermordet, als er sie auf einem Ausflug in sinnlicher Aufwallung überfällt. Sie wird zum Tode verurteilt, begnadigt und ins Zuchthaus überführt, in dem sie in langen Jahren ewigen Schweigens zu Grunde geht."

Wie unverantwortlich das rheinische Jugendamt in würdiger Nachfolge anderer Antragsteller Arbeitszeit und Kraft der Prüfstelle in Anspruch genommen hat, ersehen wir aus einem weiteren Absatz der Begründung. Hier muß sich das Prüfurteil sogar mit dem lächerlichen Einwand des Jugendamtes auseinandersetzen, daß der Roman in seiner Verdeutschung den Titel: „Die Tochter Elisa" hätte tragen sollen. Der Roman betitelt sich im Original gleichlautend mit der Uebersetzung „La fille Elisa". Das Wort „fille" hat im Französischen bekanntlich je nach der Gelegenheit seiner Verwendung die dreifache Bedeutung: Tochter, Mädchen, Dirne. Die Prüfstelle gelangt nach einer kurzen und vernichtenden Kritik dieser sprachwissenschaftlichen Entgleisung des Beschwerdeführers zu dem Schlußwort: „Die Prüfstelle kann es sich nicht versagen, mit größtem Nachdruck und Befremden auszusprechen, daß sie kein Verständnis für den vorliegenden Antrag hat, der sich gegen ein künstlerisch und sittlich besonders hochstehendes, auch in der vorliegenden Ausgabe erschütterndes Werk richtet, das unendlich hoch über die Sphäre „Schmutz und Schund" erhaben ist."

Solange das Schund- und Schmutzgesetz, eines der unpopulärsten Gesetze in Deutschland, nicht abgeschafft ist — und es besteht unter den obwaltenden innerpolitischen Machtverhältnissen keinerlei Aussicht auf seine baldige Abschaffung — so lange bleib es Pflicht der ganzen fortschrittlich eingestellten Oeffentlichkeit, das ausführende Organ, das eine so erfreuliche Sachlichkeit und geistige Unabhängigkeit bewiesen hat, durch nachhaltigen Beifall zu unterstützen. Wir haben so oft erlebt, wie gute Gesetze durch die Handhabung der ausübenden Organe in ihr Gegenteil verkehrt wurden, daß wir allen Grund zur Anerkennung haben, wenn hier einmal einem schlechten Gesetz durch die vollziehend Behörde zu einer segensreichen Wirkung verholfen wird.

Walter Opitz.



Schloß Rimpar bei Würzburg

selbst nicht und sie zogen es vor, lieber auf der Halde zu kampieren. Damit jedoch war die Polizei nicht einverstanden, nahm die Brüder fest und schob sie ins Arbeitshaus nach Lublinitz ab.

Ein folgenschwerer Zusammenstoß. Als gestern früh, gegen 3 Uhr, auf der ulica Krakowska ein vollbeladenes Fuhrwerk zum Markt fuhr, raste ein Personenauto mit voller Wucht in dasselbe hinein, wodurch der Wagen vollständig zertrümmert wurde. Während ein Pferd dadurch auf der Stelle getötet wurde, erlitt ein zweites solche schwere Verletzungen, daß es von einem Polizeibeamten erschossen werden mußte. Wer die Schuld daran trägt, soll erst die eingeleitete Untersuchung ergeben.

Siemianowitz

Den Bogen nicht überspannen!

Das Fahren auf beladenen Förderwagen auf den Lokomotivzügen unter Tage ist bergpolizeilich verboten. Die Uebertretung des Verbotes hat schon viel Todesopfer zur Folge gehabt. Hat da auf Ficinusschacht ein Oberhäuer seine Pflicht tun müssen und die fahrende Belegschaft von den Wagen zu vertreiben gesucht, was ihm teilweise auch gelang. Nur in einem Falle wurde er tätlich angegriffen und mit einem Kohlenstück geworfen. Der Oberhäuer, welcher Freigewerkschaftler ist, machte von der Keilhaue Gebrauch und der Arbeiter zog den Kürzeren. Das letzte Wort hat jetzt der Betriebsrat. Hier hat der Arbeiter den Bogen überspannt, denn schließlich muß der Oberhäuer seine Pflicht tun.

Auf derselben Anlage hatte der Tagearbeiter P. von der R. Fitznerstraße eine Auseinandersetzung mit seinem Vorgesetzten. Im Laufe dieser, beleidigte der Vorgesetzte den P und erhielt dafür eine schallende Ohrfeige. P. bekam die sofortige Entlassung. In diesem Falle hat der Vorgesetzte den Bogen überspannt, denn der Arbeiter ist bestimmt Verschiedenes, nur kein Huj.

Hat da in der Hütte ein Arbeiter zur Nachtschicht bei einer wichtigen Maschine 4 Schichten hintereinander gebummelt. Da der Ersatzmann aber für die 5. Schicht ebenfalls bestellt war, mußte er zwangsweise auch die 5. Schicht ausbleiben. Arbeitsordnungsgemäß galt er mit der 3. Bummelschicht bereits als entlassen. Der Meister hatte ein Einsehen und schritt zu der Entlassung nicht. Zum Dank dafür suchten ihn zwei Mann im ganzen Dorfe herum, um ihn zu verprügeln. Der Bummler hatte sich nämlich noch einen Kumpel besorgt und wollte sich rächen. Hier hat der Arbeiter wieder den Bogen überspannt. Es ist tatsächlich manchmal schwer die Vernunft zur Geltung kommen zu lassen und den goldenen Mittelweg zu finden, wenn der gute Wille fehlt.

Günstiger Autobusverkehr Kattowitz—Siemianowitz.

Am 17. und 18. d. Mts., vormittags 7 Uhr, bis 11 Uhr abends, wird der Autobusverkehr Kattowitz—Laurahütte durch die Firma Adamczek, Myslowitz, aufrecht erhalten. Die Abfahrtstelle befindet sich am Ringe Kattowitz. —h.

Apothekendienst am Sonntag, den 18. d. Mts. hat die Barbara-Apotheke.

Ist der Autobuszweckverband in Gefahr? Durch die Konkurrenz der Autobuslinien ist die Straßenbahn A. G. gezwungen, den Wettbewerb mit der Konkurrenz aufzunehmen. Dies geschieht durch Umstellung des ganzen Betriebes auf breitspuriges Doppelgeleis und Erhöhung der Motorpferdestärken. So wird neuerdings der Straßenbahnteil Hajduki—Königshütte doppelspurig umgelegt. Dieser Arbeit soll der Umbau der Linie Kattowitz—Siemianowitz—Czeladz folgen. Es ist scheinbar eine Fusion mit der Dombrowaer Straßenbahngesellschaft geplant, welche z. Zt. den Neubau Bendzin—Czeladz—Siemianowitz in Angriff nimmt. Die Konzession für die Strecke Kattowitz—Siemianowitz läuft demnächst ab, der Umbau muß innerhalb 3 Jahren fertiggestellt sein. Hier ist die Frage zu lüften, ob der neu gegründete Autobus-Zweckverband, an dem sich fast jede Gemeinde mit vielen Tausend Zloty beteiligt, nach Durchführung des Straßenbahnumbaues überhaupt noch lebensfähig bleibt. Es ist ferner zu prüfen, ob die Straßenbahn nicht doch in die Lage kommt, die Autobuskonkurrenz auszuschalten und den Zweckverband illusorisch zu machen. Das eingezahlte Gründungskapital wäre dann verloren, falls durch vorsichtige Abschreibungen nicht bereits Deckung geschafft ist. Jedenfalls droht dem Zweckverband von ganz unvorhergesehener Richtung Gefahr. Folgende Berechnung ist äußerst beweiskräftig: Die Autobuslinie Beuthen—Gleiwitz, welche sich in städtischer Regie befindet, legte die Strecke in 36 Minuten zurück, mit verhältnismäßig wenig Haltestellen. Der Fahrpreis betrug 1 Rmk. Die zweigeleisig-breitspurig umgebaute Straßenbahn legte diese Strecke in 40 Minuten mit bedeutend mehr Haltestellen zurück. Preis für eine Strecke 45 Pfg. Bedenkt man ferner, daß ein Straßenbahnwagen eine Lebensdauer von fast 30 Jahren und ein Auto eine solche von nur 3 Jahren besitzt, so ist es vollständig klar, daß die Straßenbahn aus dem Konkurrenzkampf siegreich hervorgehen muß. Die erhöhte Schnelligkeit der breitspurigen Straßenbahn wird vorwiegend durch die größere Stärke der Antriebsmotoren bewirkt, welche im Gegensatz zu den 16 PS., dann 35 PS.-Motoren führen. Setzt man dann die größere persönliche Sicherheit bei den Straßenbahnen in Rechnung, so dürfte aus dem Konkurrenzkampf aller Wahrscheinlichkeit die Straßenbahn siegreich hervorgehen. Jedenfalls bleibt die Frage, Zentralverband oder Autobusse, vorläufig offen.

Tanzvergnügen mit der Waffe in der Hand. Die Chopin-Feier in Siemianowitz endete mit einigen Tanzvergnügen. Diese wieder mit der fast obligaten Keilerei. Im Restaurant „Zwei Linden" kam es ebenfalls zu einer Auseinandersetzung. Als sich die Polizei einmischte, zog ein Radaubruder einen Revolver und bedrohte einen Polizisten. Dieser war geistesgegenwärtig genug, sich nur mit dem Säbel zu verteidigen und den Angreifer wehrlos zu machen. Das Ende dieses Falles wickelte sich auf der Polizeiwache ab.

Zusammenstoß zwischen Auto und Fahrrad. Der Grubenarbeiter P. aus Michalkowitz stieß in Beuthen an der Ecke Große Blottnitza- und Piekarerstraße mit einem Auto zusammen. Es gelang P. noch, durch Abstoßen vom Auto abzuspringen, wobei er mit Hautabschürfungen davon kam. Das Rad war allerdings zertrümmert.

Myslowitz

Am Sonntag, den 18. 8. große Faltbootregatte. Am morgigen Sonntag findet die diesjährige große Faltbootregatte der Kanu- und Faltboot-Klubs der Wojewodschaft auf der Przemsa bei Myslowitz statt. Die weitgehenden Vorbereitungen für diesen Tag des Wassersports sind dieser Tage beendet worden. Es finden vier Rennen statt, zu welchen über 30 Boote angemeldet wurden. Unter den Teilnehmern befinden sich die besten Boote und Mannschaften des Kanuklubs Katowice, Klub wioslarski „Chorzowianka" und „Hellas"-Myslowitz. Der Start beginnt in Slupna am Kilometerstein 23 und beginnt um 10 Uhr vormittags. Bei allen bisherigen Rennen wurde eine derartige Zahl von Teilnehmern nicht annähernd erreicht. Dieses, wie auch das vorzügliche Material werden nicht wenig dazu beitragen, dem Ganzen einen impulsiven Charakter aufzuprägen. Für alle Freunde des selten betriebenen Kanusports, dürfte der morgige Sonntag ein Ereignis bilden.

Es wird aufgearbeitet. Die begonnenen Renovationsarbeiten am Gemeindekrankenhaus in Rosdzin gehen rasch vorwärts. In den letzten Tagen sind die Kellerräume einer durchgreifenden Reinigungsarbeit unterworfen worden. Die Küche wird modernisiert. Die Wände werden mit Kacheln aufgeputzt. Auch die Baderäume werden ausgebessert und den neuesten hygienischen Methoden angepaßt. Die Seuchenbaracke wird erweitert und der Platz zwischen Krankenhaus und Baracke, welcher bisher dem Platz vor den Kuhställen einer mittleren Wirtschaft in Wolhynien glich, bekommt ein angepaßteres Aussehen durch Beschüttung mit Kies. Auch ist dortselbst ein schönes Blumenbeet angelegt worden. Es wäre den Kranken angenehmer, wenn dieser Platz mit Bäumen besetzt werden würde, um in heißen Tagen auch im Freien ausruhen und sich auslüften zu können. Doch das ist Zukunftsarbeit. Der Gemeindevorsteher sorgt dafür, daß nach zwei Wochen das Krankenhaus wird kaum wieder zu erkennen sein. —h.

Aufgedeckter Einbruch. Der Myslowitzer Polizei gelang es den Diebstahl, der dieser Tage beim Prälaten Dr. Wojtas auf der Präbendestr. ausgeführt worden ist, zum Teil aufzuklären. Ein Teil der gestohlenen Wäsche im Werte von 3000 Zloty konnte in einem Hofe an der ul. Mickiewicza aufgefunden werden. Den Tätern ist man bereits auf der Spur.

Messerstechereien en gros. Der letzte Feiertag nahm in einigen Ortschaften einen blutigen Ausklang. So kam es in Morgi bei Schoppinitz zu einer Rauferei zwischen Angetrunkenen aus Nickischschacht, welche große Lust hatten jemanden um die Ecke zu bringen und einem gewissen 24jährigen Kaschytza aus Myslowitz. Die beiden Angetrunkenen, welche schon vorher im Restaurant in Morgi Händel anzufangen versuchten, aber auf die Straße befördert wurden, überfielen den friedlich des Weges gehenden K., welcher sich in Begleitung eines Kollegen befand. Einer der Radaubrüder versuchte K. ein Messer in die Herzgegend zu stoßen, wurde aber in diesem Augenblick vom Kollegen des K., der anscheinend ein guter Boxer ist, mit einem Schlag zu Boden geworfen. Kaschytza, welcher vorher drei Messerstiche erhalten hatte, wurde ins städtische Lazarett in Myslowitz im schwer verletzten Zustande eingeliefert. Die beiden Messerhelden wurden verhaftet und sehen einer Bestrafung entgegen. — In Schoppinitz kam es in der Nähe der Banczynskischen Restauration gelegentlich eines Vergnügens zu einer Messerstecherei, bei der es gleichfalls wunde Köpfe gab und die Polizei einschreiten mußte. Desgleichen vermöbelten sich auf der ulica 3-go Maja in der Nähe des „Kasino" junge Leute, einer Frauensperson wegen, wobei leider auch die Auslagefenster einer Bücherei in Trümmer geschlagen wurden.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Kopalnia „Błogosławieństwo Boże" und ihre Todesopfer.

In den Vormittagsstunden des 10. Juni 1895 durcheilte die furchtbare Nachricht Antonienhütte und Neudorf von einem Brand auf der „Gottessegengrube". Eine wilde Panik bemächtigte sich der Bevölkerung und die Angehörigen begaben sich zur Grubenanlage, welche von einem starken Gendarmerieaufgebot bereits gesperrt war. Auf der 4. Sohle, 4. Bremsberg, wütete das Feuer und die Flammen schlugen meterhoch über den Hängeschacht auf der Laurastraße empor. Ein schlichter Gedenkstein zeigt noch heute die Stelle, wo 21 Bergleute, bei lebendigem Leibe verbrennend, ihr Leben lassen mußten. 10 wurden bald als Leichen geborgen, während man die verkohlten Knochen der anderen 11 Mann erst sechs Wochen später bergen konnte. Man gab sich nicht einmal Mühe, auch alle Knochen der Verbrannten aufzulesen, denn später wurden immer noch einige Knochen gefunden. Aber es versteht sich, daß der Kapitalist nicht viel dafür übrig hat, ob der oder der Kumpel bei der Auferstehung alle Knochen haben wird.

Am 27. Dezember 1916 entgleiste auf dem zur Gottessegengrube gehörenden Hildebrandschacht, 509-Metersohle 5, ein Transportwagen mit flüssiger Luft, fing Feuer, welche im Unterholze eine sehr willkommene Nahrung fand und dem neun Kumpels zum Opfer fielen, die nun bei den Gebeinen der anderen 21 liegen.

Kaum waren die Kränze der drei im April tödlich verunglückten Bergleute verwelkt, so mußte man schon wieder nach den Leichen anderer Bergleute unter den Gesteinsmassen suchen, die man dann auch nach 4 Wochen fand und sie zur letzten Ruhe der Muttererde anvertraute. Neben den noch frischen Grabhügeln schaufelte man nun schon wieder ein Grab. Am Mittwoch, den 7. August 1929 verunglückte der Schlepper Piotrowski auf Hildebrandschacht so schwer, daß er am selben Tage noch verstarb. In Anbetracht der vielen Unglücke wäre es doch wirklich von Wichtigkeit, wenn die Bergbehörde, wenn wir hier eine haben, dem Hildebrandschacht mehr Aufmerksamkeit zuwenden würde. Und das umsomehr, als in den letzten 8 Monaten über zehn tödliche Unglücksfälle zu verzeichnen waren.

Pleß und Umgebung

Ober-Lazisk. Am 15. d. Mts. fand hier die fällige Monatsversammlung der Zahlstelle Ober-Lazisk des Verbandes der Bergbauindustriearbeiter statt, zu welcher als Referent Kam. Ritzmann erschienen ist. Kamerad Kursitza als erster Vertrauensmann eröffnete die Sitzung mit einem Bergmannsgruß, gab die Tagesordnung bekannt und verlas die eingegangenen Schriften und Mitteilungen. Ferner besprach er die Jubiläumsfeier, die in Mokrau stattfinden wird und forderte die Kameraden auf, sich recht zahlreich daran zu beteiligen. Kamerad Ritzmann sprach darauf über die Sozialgesetzgebung und Vorstoß gegen unsere Knappschaftsvereine. In ausführlicher Weise legte er den Versammelten die Folgen klar, die die Bergarbeiter zu tragen hätten, wenn das Projekt einmal Gesetz werden sollte. Die Versammlung lehnte daher ein solches Gesetz ab. Die Regierungsbehörden sollen dafür sorgen, daß ein jeder Arbeiter in Polen versichert wird, man soll aber den Knappschaftsvereinen ihre Autonomie lassen. Nach Erschöpfung der Tagesordnung schloß der Vorsitzende die Versammlung.

Deutsch-Oberschlesien

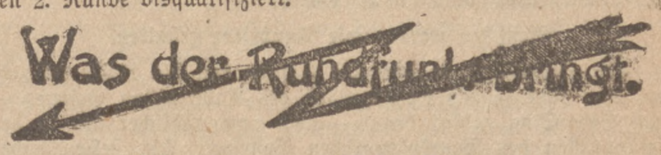
Beuthen. (Tödlicher Sturz vom Dache.) Vom Dache des Hauses Hindenburgstraße 30 war am Donnerstag, nachmittags 3 Uhr, der dort beschäftigte 24 Jahre alte Zimmermann Bernhard Gramolka aus Jaschine, Kreis Rosenberg, dem Rande zu nahe gekommen Er verlor das Gleichgewicht und stürzte 16 Meter tief auf das Straßenpflaster, wo er mit Knochenbrüchen und schweren inneren Verletzungen bewußtlos liegen blieb. Der Sturz wurde noch durch die elektrische Stromleitung, auf die er gefallen war, abgeschwächt. Der Arzt, der sofort an die Unfallstelle geeilt war, veranlaßte die sofortige Ueberführung nach dem Beuthener Krankenhause, in dem der Verunglückte aber schon zwei Stunden nach der Einlieferung starb.

Sportliches

Ueberraschende Niederlage der Kattowitzer Polizei in Beuthen.

Heros Beuthen — Polizei Kattowitz 10 : 6.

Eine unerwartete Niederlage erlitt am Feiertag die Kattowitzer Polizei in Beuthen durch den dortigen Boxklub „Heros". Mit 10 : 6 Punkten blieben die Einheimischen Sieger, bei denen nicht weniger wie 5 ehemalige Ostoberschlesier mitkämpften (Klarowitz, Lamosik — früher Boxingklub Königshütte — und Gebrüder Krautwurst, Loch, früher 06 Myslowitz). Die einzelnen Kämpfe brachten folgende Ergebnisse: Fliegengewicht: Faulhaber II (Heros) verliert durch k. o. in der zweiten Runde gegen Stosch (Polizei). Bantamgewicht: Krautwurst II (Heros) schlägt Kerner (Polizei) nach Punkten. Federgewicht: Krautwurst I k. o. Sieger über Karkosch (Polizei). Leichtgewicht: Mitulla (Heros) verliert durch Disqualifikation in der 2. Runde gegen Synotzek I (Polizei). Weltergewicht: Lamosik (Heros) gewinnt hoch nach Punkten gegen Kulessa (Polizei). Mittelgewicht: Klarowitz (Heros) gewinn durch k. o. in der 2. Runde gegen Wende (Polizei). Halbschwergewicht: Wieczorek (B. K. S.) gewinnt knapp nach Punkten über Loch (Heros). Mischgewicht: Kupka (Polizei) wird gegen Mierzwa (Hindenburg) in den 2. Runde disqualifiziert.



Kattowitz — Welle 416,1

Sonntag. 11: Gottesdienst. 15,35: Vorträge. 19,10: Von Krakau. 20,30: Abendkonzert. 22: Berichte und Tanzmusik.

Montag. 16,20: Schallplattenkonzert. 18: Konzertübertragung aus Warschau. 19,20: Polnisch. 20: Vortrag. 20,30: Internationaler Programmaustausch. Danach die Abendberichte und Tanzmusik.

Warschau — Welle 1415

Sonntag. 10,15: Uebertragung aus Wilna. 15: Schallplattenkonzert. 16,20: Vorträge. 17: Konzert. 18,35: Vorträge. 20,30: Abendkonzert. 22: Die Abendberichte und Tanzmusik.

Montag. 12,05 und 16,40: Konzert auf Schallplatten. 17,25: Vorträge. 18: Mandolinenkonzert. 20,05: Französisch. 20,30: Programm von Berlin. 22: Die Abendnachrichten und anschließ. Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 325. **Breslau Welle 253.**

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13,06: Nauener Zeitzeichen. 13,06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20—15,35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19,20: Wetterbericht. 22,00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24,00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Sonntag, 18. August. 8,45: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9: Morgenkonzert auf Schallplatten. 11: Katholische Morgenfeier. 12: Klassische Wiener Tänze. 14: Zehn Minuten für den Kleingärtner. 14,10: Abt. Welt und Wanderung. 14,35: Schachfunk. 15: Uebertragung aus Gleiwitz: Stunde des Landwirts. 15,30: Kinderstunde. 16: Unterhaltungsmusik. 17: Uebertragung aus Zürich: Die Radweltmeisterschaften. 18.00: Unser Weltreisekorrespondent berichtet. 18.25: Musik des Sommers. 19,05: Der Arbeitsmann erzählt. 19,30: Für die Landwirtschaft. 19,30: Musikalische Autorenstunde. 20,15: Heitere Abendunterhaltung. 22: Die Abendberichte. 22,30—24: Tanzmusik.

Montag, 19. August. 16,30: Unterhaltungskonzert. 18: Abt. Literatur. 18,25: Uebertragung aus Gleiwitz: Dichterstunde. 18,50: Elternstunde. 19,25: Für die Landwirtschaft. 19,25: Abt. Rechtskunde. 19,50 Berichte über Kunst und Literatur. 20,15: Von großen Leidenschaften. 21,15: Neue Lieder. 22: Die Abendberichte. Funktechnischer Briefkasten. Beantwortung funktechnischer Anfragen und Berichte des Deutschen Landwirtschaftsrats.



Ein Vorschlag für die Hundstage

Die Herren könnten sich eigentlich ebenso anziehen wie die Damen. Wie denken Sie darüber? (Life.)

Nicht besser als im Mittelalter

In den Sträflingsgrüften Amerikas

„Daß diese Gefängnisse (Aubern, Sing-Sing, Eastern-Penitentiary in Philadelphia) noch heute für die Unterbringung menschlicher Wesen benutzt werden, ist auf keine Weise zu rechtfertigen, ja nicht einmal zu entschuldigen.. Aber mehr als das: der Sicherheit der menschlichen Gesellschaft würde ein größerer Schutz gewährt, wenn man alle diese Kriminellen laufen ließe, als daß man sie Jahr für Jahr durch... sinnlose Zusammenpferchung... zu viel gefährlicheren Desperados nach ihrer Entlassung macht, wie dies jetzt geschieht.“ Prof. Dr. M. Liepmann.

Immer wieder schallt es aus Amerika: Aufruhr im Zuchthaus. Drei Meutereien aber in zwei Wochen, Aufstände von gefangenen Sklaven, mit Toten und Verletzten von beiden Seiten, mit Brandstiftungen und völliger Zerstörung der Anstalten — das dürfte endlich auch die gefühlskältesten Yankees stutzig machen. Der Aufstand der 1700 Gefangenen in Auburn (Staat Neuyork), von langer Hand vorbereitet, die unmittelbar darauf erfolgte Meuterei im Gefängnis Leavenworth (Kansas) und schließlich die drohende Revolte in dem berühmten Sing-Sing bedeuten Alarmsignale, Reste des Mittelalters aus dem amerikanischen Gefängniswesen wegzuräumen. Galten aber nicht die Vereinigten Staaten Amerikas als das Land der Strafvollzugsreform? Doch! Um so unbegreiflicher, daß sie neben hervorragenden Musteranstalten Zuchthäuser und Gefängnisse dulden, die Meutereien, ähnlich den eben geschehenen, unausbleiblich erscheinen lassen.

Die Anstalt Auburn ist im Jahre 1816 entstanden. Sie machte sowohl in Amerika als auch in Europa Schule — das Auburn-System wurde weltberühmt. Im Gegensatz zum Pennsylvanischen System, das eine völlige Absonderung der Gefangenen voneinander, sowohl bei Tag wie bei Nacht, vorsah, wollte jenes nur Isolierung bei Nacht, am Tage durften die Gefangenen sich in gemeinschaftlichen Räumen aufhalten; hier sollte nur eine geistige Isolierung herrschen; ein Mittel dazu war streng durchgeführter Schweigezwang, der mit Hilfe harter Disziplinarstrafen verwirklicht wurde. —

Menschen werden wie Raubtiere gehalten.

Der Zellenblock, in dem die Gefangenen die Nacht zubrachten, war aber in den Gefängnissen des Auburnschen Systems — auch Sing-Sing gehört dazu — noch unmenschlicher als in den Gefängnissen des Pennsylvanischen Systems. Die Zellen haben hier keine Fenster, sie stehen im Innern des Gebäudes Rücken an Rücken, getrennt durch einen drei bis vier Fuß breiten Korridor für Ventilations- und Heizungszwecke. Zwischen der Front der Gitterkäfigähnlichen Zellen und der Außenseite des Gebäudes liegen lange Korridore. Diese Käfige haben ungenügend Licht, Luft und Heizung; im Winter sind sie kalt, im Sommer unerträglich heiß. „Diese Nichtachtung des Menschen“, sagt in seinem Buche „Amerikanische Gefängnisse und Erziehungsanstalten“ Dr. Max Liepmann (der Artikel folgt in der Hauptsache der Darstellung dieser Schrift), „muß auf die Dauer verrohend und abstumpfend wirken.“ Die „unhumanen und grotesken Innenzellen“, wie sie der Amerikaner Hopkins nennt, „stammen aus einer Zeit, in der der Kriminelle für ein gefährliches Raubtier angesehen wurde.“ Wie aber Gefangene die unglaublichen Verhältnisse in diesen veralteten Zuchthäusern empfinden, darüber gibt

der Brief eines Gefangenen

aus dem Zuchthaus Sing-Sing Aufschluß, den er im Oktober 1925 an den Gouverneur Alfred E. Smith gerichtet hat.

„Ich befinde mich,“ schreibt der Gefangene, „seit dem Juni 1927 in Sing-Sing und war 18 Monate im „Totenhause“ eingesperrt.... Der Zellblock wurde schon vor mehr als fünfzig Jahren als ungesund und untauglich für den Wohnort von Menschen verurteilt. Wir sind in Zellen eingeschlossen, die 3 Fuß 6 Zoll breit, 6 Fuß 11 Zoll lang und 6 Fuß 7 Zoll hoch sind.... Sie taugen nicht für einen Hund...., Es ist durchaus die Regel, daß, wenn man morgens aufsteht, man sich vor die Notwendigkeit gestellt sieht,

in zum Auswringen nasse Kleider

zu fahren. Die Zelle ist aus festem Stein, unregelmäßig gebaut, mit vorspringenden Ecken an den Wänden und an der Decke, und die einzige Lüftung wird durch die kleinen Oeffnungen oben in den Türen bewirkt... Die Zellen sind schon seit langem als Brutstätten für Krankheiten verurteilt worden... Ich habe morgens Leute aus dem Zellblock kommen sehen, die ihre Eimer trugen und in die Türöffnung fast taumelten, eine Wirkung des stickigen, feuchten und schmutzigen Zustandes der Zelle, in die sie die vorhergehenden zehn bis zwölf Stunden eingesperrt waren.“

Jedes Wort dieses Briefes entspricht der Wahrheit. — (Vergleiche Prof. Dr. Liepmann.)

Zu der Tortur der Zellenkäfige bei Nacht gesellt sich

der Schweigezwang bei Tag.

Mißhandlungen, Fesselungen der Gefangenen, Einschließung in Dunkelzellen sind an der Tagesordnung. In manchen Gefängnissen besteht noch die Prügelstrafe und das Recht des Aufsehers, Verfehlungen unmittelbar mit Peitschenhieben zu ahnden. Erhöht wird die Folter durch die Arbeitslosigkeit. So erwähnt Prof. Liepmann ein Gefängnis, in dem im Jahre 1925 von 1372 Gefangenen nur 280 arbeiteten. Unter diesen Verhältnissen leben die Gefangenen nicht nur Jahre, sondern Jahrzehnte. Allein in Aubern betrug die Zahl der Lebenslänglichen im Augenblick der Meuterei 40, hinzukommen die Langfristigen.

Strafen von 30 und 40 Jahren, selbst für die ganz jugendlichen Banditen im Alter unter 18 Jahren,

oder für Verbrechen, die in Europa nicht mehr als ein bis fünf Jahre Gefängnis nach sich ziehen würden, sind in Amerika gang und gebe. Und diese Menschen erhalten für ihre Arbeit keine Entlohnung und werden zum Teil mit völlig unproduktiver Arbeit beschäftigt, um dem freien Markt keine Konkurrenz zu machen. Natürlich ist es in verschiedenen Staaten verschieden und gibt es auch unter den Gefängnissen Abstufungen.

Die Massengefängnisse haben sich in der Praxis als unhaltbar erwiesen, und sie sind von der modernen Strafvollzugstheorie aufs entschiedenste verurteilt, die Vereinigten Staaten setzen aber den Bau derartiger Massengefängnisse fort. So entsteht z. B. eben in Stateville ein neues Staatsgefängnis, Jolliet, für etwa 2000 und im StaateMichigan ein solches für 5180 Gefangene. Allerdings wird hier ein Progressivsystem herrschen, dem

das Allgemeinverhalten und die Arbeitsleistung

zugrunde gelegt werden soll; auch will man bei Behandlung der Gefangenen wissenschaftliche Methoden zur Anwendung bringen.

„In Wirklichkeit,“ sagt Prof. Liepmann, „bleibt hier nur die Wahl zwischen einem mechanisch, d. h. grausam und willkürlich durchgeführten Massenbetrieb oder einem laxen Laufenlassen des ganzen Apparates.“ Das letztere ist auch bereits geschehen. Im May 1926 wurde in Illiet der Gefä[illegible]ter getötet, und sieben Gefangene entkamen — trotz der 33 Fuß hohen Mauer und strengster Bewachung. —

Die Seelenlosigkeit des amerikanischen Lebens hat auch die „Reformatories“, die Erziehungsanstalten für junge Leute im Alter von 16—20 Jahren getötet. Zwischen dieser Reformatories, einst der Stolz der Amerikaner und Gegenstand des Neids für die europäischen Strafvollzugsbehörden, und den Staatsgefängnissen a la Sing-Sing besteht kein wesentlicher Unterschied mehr.

Auch Sing-Sing beherberg 45 Prozent Achtzehnjähriger,

und der größte Teil seiner Insassen steht im Alter von 21—24 Jahren. Allerdings, neben diesem grauenhaft Mittelalterlichen gibt es in Amerika auf dem Gebiete des Strafvollzugs auch Neues, von dem sich der europäische Strafvollzug kaum etwas träumen läßt, so zum Beispiel das Gefängnis in Wilmington (Delaware), das auf dem Prinzig der Selbstverwaltung aufgebaut ist.

Die veralteten Strafanstalten jedoch, über die noch eingehender zu sprechen wäre, rechtfertigen die Worte Prof. Liepmanns: „Dieses Gefängnissystem wirkt nicht menschenaufbauend, sondern ist nur ein Mittel zur Zerstörung der physischen und sozialen Kräfte des Gefangenen. Dann wäre von Zeit zu Zeit mit Blut und Eisen das Gleichgewicht wiederhergestellt.“ Leo Rosenthal.



Graf zu Reventlow

der bekannte politische Schriftsteller und Reichstagsabgeordnete der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, vollendet am 18. August das 60. Lebensjahr.

Auf den Türmen

Von L. Waldau.

Jedes Jahr fahre ich einmal auf ein paar Tage in meine Heimat. Und immer, wenn der Zug sich meiner Vaterstadt nähert, sitze ich am Fenster meines Abteils und warte gespannt, bis Baum und Strauch den Blick freigeben auf das Städtchen. Und immer sucht dann mein Blick zuerst die Türme der Johanniskirche. Dicht nebeneinander stehen sie, die Wahrzeichen der Stadt. Der eine mit spitzem Zuckerhut, der andere massig und stumpf, statt der Spitze das Türmerhäusl tragend.

Dort oben habe ich schon gestanden als kleiner Bub, habe staunend den Blick schweifen lassen über die Dächer, Bäume, Wiesen und Felder bis hinüber ins Gebirge, in dunstige unbestimmte Fernen. Habe unten Menschen kriechen sehen, ameisenklein, und habe den alten Türmer beneidet um seinen luftigen Wohnsitz. — Die Jahre vergingen; ich kam zur Schule, und mein Schulweg führte mich täglich am Johannisturm vorbei. Wie oft habe ich da sehnsüchtig an dem alten Turm emporgeschaut und wäre am liebsten hinaufgeklettert, und doppelt hart dünkte mich dann die Schulbank. Aber wenn mir in der Schule, zu Hause mal etwas schief ging, da schlich ich mich heimlich die Gasse lang, flitzte übern Marktplatz zur Kirche hinüber und hinauf gings, immer zwei Stufen auf einmal, hinauf auf den Turm. Da habe ich dann ganz stille auf der schmalen Bank am Türmerhaus gesesseen, den Blick in die blaue Ferne. Und langsam, langsam fiel alles Quälende von mir ab, wurde kleiner und kleiner, und das verzagte Herz faßte neuen Mut. Und dann habe ich einmal in einer Silvesternacht mutterseelenallein auf einem Turm gestanden, mitten im weißen Winterwald. Unter mir die verschneiten Wipfel, tief im Tale der Strom und drüben die Stadt, die meine zweite Heimat geworden war. Und über mir haben die Sterne geleuchtet in wahrhaft überirdischer Pracht. Von ferne schlug auf einmal die Uhr die Mitternacht, und wie feierlicher Orgelklang brausten die Glocken der Stadt herüber zu mir. Silvestergeläut, Jahreswende. Am Waldessaum standen zwei Rehe und lauschten mit mir hinaus in die Sternennnacht. Manches ist mir da oben in der Stille der Winternacht eingegangen, was mir bisher ein Rätsel schien. Habe unter manches da oben still einen Strich gesetzt und manche Hoffnung ist mir dort unter den Sternen neu erstanden. Und als die Glocken dann schwiegen, da stieg ein anderer Mensch die Stufen des Turmes hinunter. Einer, der mit sich im reinen und voll froher Zuversicht ins neue Jahr ging.

Ich finde, die Menschen steigen viel zu selten auf die Türme, die sie sich selbst gebaut haben. Sie vergessen, daß schon in Turmeshöhe die Lüfte reiner werden. Vielleicht lächelt mancher darüber und sagt, ich sei ein Träumer. Aber das schadet nichts. Oben auf dem Turm vergesse ich auch das.

Der Hexer

The Ringer

von Edgar Wallace, übersetzt von Max C. Schirmer.

40)

Die Antwort beruhigte sie. Als sie antwortete, klang ihre Stimme sehr heiter.

„Wissen Sie, Doktor, ich habe meinen Mann seit Jahren nicht gesehen und werde ihn auch niemals wiedersehen. Ich dachte, jedermann hätte es in der Zeitung gelesen. Der arme Artur ist im Hafen von Sidney ertrunken.“

Dr. Lomonds Lippen zuckten, und er nickte, als er das hellgekleidete Mädchen anblickte.

„Tatsächlich? Ich konnte darauf aus Ihrer Trauerkleidung schließen.“

Sie war überrascht, und ein Teil ihres Selbstbewußtseins verschwand.

„Diese Art zu sprechen, gefällt mir nicht“, sagte sie.

„Ich verfüge über keine andere Art zu sprechen.“ Er lächelte jetzt. „Mrs. Milton, um auf eine schmerzliche Tatsache zurückzukommen . . .“

„Wenn es Sie schmerzt, reden Sie nicht darüber!“

„Ihr Mann hat dieses Land vor drei“ — er wandte sich an Wembury —, „oder waren es vier Jahre, verlassen. Wann haben Sie ihn zum letzten Male gesehen?“

Cora Ann war ganz ruhig. Sie beantwortete die Frage nicht. Das war ein Mann, den man nicht verachten durfte. Ein geschickter, sachlicher Mann, in dessen graublauen Augen tiefes Wissen zu lesen war.

„Drei Monate, nachdem er in Sidney ankam, waren Sie auch dort“, fuhr Lomond fort, indem er auf das Papier schaute, das ihm Walford gegeben hatte. „Sie nannten sich Mrs. Jackson und stiegen im Harbour-Hotel ab, wo Sie Zimmer Nr. 36 bewohnten. Während Sie dort waren, standen Sie mit Ihrem Manne in Verbindung.“

Cora lächelte. Sie konnte sehr sarkastisch sein.

„Sie sind tüchtig! Zimmer Nr. 36 und alles andere! Wie ein echter, kleiner „Krim“!“ Dann fügte sie nachdenklich hinzu: „Ich sagte Ihnen, ich habe ihn niemals gesehen.“

Aber Lomond war nicht so leicht abgefertigt.

„Sie haben ihn niemals gesehen, das glaube ich. Er rief Sie telephonisch an. Sie sagten ihm, daß Sie ihn treffen wollten — war das nicht so? Ich bin dessen nicht ganz sicher.“ Er machte eine Pause, aber Cora Ann antwortete nicht. „Sie wollen mir nicht antworten? Er fürchtete, daß jemand Sie beobachten könnte, und daß durch Sie die Polizei auf seine Spur gebracht würde.“

„Fürchtete!“ sagte sie zurückweisend. „Woher haben Sie dieses Wort? Artur Milton fürchtete sich niemals — jetzt ist er ja tot!“

„Und braucht jetzt auch nichts zu fürchten — wenn er der presbyterianischen Kirche angehört“, meinte Lomond so sarkastisch wie möglich. „Wollen Sie ihn nicht wieder zum Leben erwecken?“ Er schmalzte mit den Fingern. „Erscheine Henry Artur Milton, der Melbourne mit dem Dampfer Themistokles an seinem Hochzeitstage verlassen hat — und zwar in Begleitung einer anderen Frau!“

Bis jetzt war Cora Ann sehr kühl geblieben, aber als sie den Namen des Schiffes hörte, richtete sie sich auf dem Stuhle auf, und bei den letzten Worten sprang sie erzürnt hoch.

„Das ist eine Lüge! Er hatte niemals eine andere Frau.“ Als sie sich beruhigt hatte, lachte sie. „Hören Sie! Das war ein gemeiner Scherz von Ihnen! Ich bin dumm, daß ich mich hinreißen ließ! Ich weiß überhaupt nichts. Sie können mir nichts anhaben, und ich brauche keine einzige Frage zu beantworten. Ich kenne das Gesetz. Vergessen Sie nicht, daß ein derartiges Kreuzverhör in England nicht erlaubt ist! Jetzt gehe ich.“

Sie ging zur Tür. Wembury wartete, die Klinke in der Hand, um die Tür zu öffnen.

„Oeffnen Sie die Tür für Mrs. Milton!“ sagte Lomond und fügte unschuldig hinzu: „Sie sind doch Mrs. Milton?“

Bei diesen Worten drehte sie sich schnell um.

„Was meinen Sie?“

„Ich dachte, es wäre eine jener Konvenienzehen, die in vornehmen Kreisen so beliebt sind“, meinte Lomond. Sie kam langsam auf ihn zu.

„Sie mögen ein verflucht guter Arzt sein, aber Ihre Diagnose stimmt nicht!“

„Wirklich — verheiratet und alles, was drum und dran hängt?“ Seine Stimme klang skeptisch.

Sie nickte.

„Erst auf dem Schiffe durch einen Geistlichen getraut. Das ist doch gesetzlich? Und dann, um ganz sicher zu gehen, nochmals in der St.-Pauls-Kirche in Deptford. Deptford ist für mich wie eine Heimat. Höchstens eine Aschengrube hasse ich noch mehr als diesen Ort, an dem ich nicht tot aufgefunden sein möchte. Die Leute zu Hause sprechen über Linehouse und Whitechapel — das sind Gartenstädte im Vergleiche mit dieser Hölle! Aber ich bin dort von einem wirklichen Geistlichen getraut worden. Dabei war nichts künstlich — höchstens meine Ausstattung.“

„Also verheiratet?“ Die Stimme des Schotten verriet Zweifel. „Lügner und verheiratete Männer haben ein sehr kurzes Gedächtnis — er hat es vergessen, Ihnen Ihre Lieblingsorchideen zu schicken.“

Wut sprach aus ihren Augen — eine Wut, die aus der wachsenden Furcht vor diesem alten Manne entstanden war.

„Was meinen Sie?“ fragte sie wieder.

„Er sandte Ihnen an jedem Jahrestage Ihrer Hochzeit Orchideen“, sagte Lomond bedächtig, und seine Augen schauten sie beständig an. „Sogar, als er in Australien sich verborgen halten mußte — er in einer Stadt, Sie in einer anderen, damit sie nicht beobachtet und verfolgt würden —, hat er Ihnen Blumen geschickt. Aber dieses Jahr war es nicht der Fall. Er muß es vergessen haben, oder vielleicht hat er für die Orchideen eine andere Verwendung gefunden?“

Sie näherte sich ihm noch mehr.

„Das denken Sie!“ stieß sie hervor. „Das sind die Gedanken, die ein Mann wie Sie hat, und von denen Sie sich nicht trennen können. Eine andere Frau? Artur dachte an niemand als an mich — das einzige, was ihn grämte, war, daß er nicht mit mir zusammen sein konnte. Das ist es. Er hat alles aufs Spiel gesetzt, um mich zu sehen — ja, nur um mich zu sehen. Er ist mir in der Collins-Street begegnet, aber ich erkannte ihn nicht — er hat sich unter den Galgen gewagt, nur um dazustehen und zu sehen, wie ich vorrüberging.“

„Die Gefahr war es wert. Also war er doch in Melbourne, als Sie dort waren — aber die Orchideen hat er Ihnen nicht gesandt.“

Sie winkte ungeduldig mit der Hand.

„Orchideen! Was soll ich mit den Orchideen? Ich wußte, daß, wenn sie nicht kamen . . .“ — sie hielt plötzlich inne.

„Daß er Australien verlassen hatte“, ergänzte Lomond.

„Deshalb sind Sie in solcher Eile abgereist. Ich möchte bald glauben, daß Sie in ihn verliebt sind.“

(Fortsetzung folgt.)



Freigewerkschaftliche Rundschau



Entschlossene Haltung der deutschen Gewerkschaften im Kampf um die Arbeitslosenversicherung

In ihrem Kampfe gegen die Verschlechterung der Arbeitslosenversicherung haben sich die deutschen Gewerkschaften seinerzeit mit der Einsetzung einer Sachverständigenkommission bereit erklärt, um den teilweise äußerst unsachlichen Parteistreit in eine ruhigere Atmosphäre überzuleiten. Die in diesen Ausschuß gesetzten Erwartungen haben sich angesichts der kurzen Tagungsdauer und wegen der für die Gewerkschaften ungünstigen Zusammensetzung sowie der mangelhaften Unterstützung seitens der anderen Gewerkschaftsrichtungen nicht erfüllt. Der Vorschlag der freien Gewerkschaften, eine Beitragserhöhung für die Arbeitslosenversicherung um 1 Prozent des Lohnes vorzunehmen, wurde abgelehnt. Hingegen wurde der Weg der Kombination einer Betragserhöhung um ½ Prozent des Lohnes einerseits und Einsparungen in der Unterstützung andererseits gewählt. Diese Einsparungen sollen zu einem wesentlichen Teil durchgeführt werden durch eine Staffelung der Unterstützungshöhe nach der Anwartschaftszeit, so daß in Zukunft nur nach einer ununterbrochenen, mindestens 52wöchigen Beschäftigungsdauer die heutigen Unterstützungssätze erreicht werden könnten. Die Annahme eines solchen Vorschlages würde für fast 75 Prozent der Arbeitslosen eine wesentliche Herabsetzung ihrer Unterstützung bedeuten. Weitere ungünstige Stellungnahmen des Ausschusses betreffen die Verlängerung der Wartezeit bis zum Bezug der Unterstützung, eine allgemeine Senkung der Saisonarbeiter-Unterstützung, die Senkung der Unterstützung bei Ortswechsel usw.

Der Stellung der Sozialdemokratischen Partei, die bereits zu erkennen gegeben hat, daß ihre Mitglieder in Regierung und Parlament in der Frage der Arbeitslosenversicherung nicht mit sich reden lassen werden, schließt sich eine ebenso energische Stellungnahme der Gewerkschaften an. Gen. Spliedt, der Berichterstatter einer in Berlin abgehaltenen Ausschußsitzung der deutschen Landeszentrale, betonte in diesem Zusammenhang, daß die Schwierigkeiten der politischen Lage im Parlament mit allen Konsequenzen in Kauf genommen werden müssen, wenn es gälte, einen ungerechtfertigten Abbau der Arbeitslosenversicherung zu verhindern. Brandes (Metallarbeiter) führte aus: „Partei und Gewerkschaften gehören zusammen, aber die Partei sollte dafür sorgen, daß nicht innerhalb der Gewerkschaften eine Unzufriedenheit gegen sie aufkommt. Die Reformvorschläge sind für uns nach jeder Richtung hin untragbar. Sie müssen auch für den Reichsarbeitsminister untragbar sein. Wir sind bereit, alle Folgerungen zu ziehen.“ Wolgast (Zimmerer): „Wir sind stark daran interessiert, daß unsere Parteifreunde in der Regierung sitzen. Aber es gibt eine Grenze, die wir nicht überschreiten dürfen.“

Zusammenfassend stellte der Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (A. D. G. B.), Leipart, die Einigkeit der freien Gewerkschaften in der entschiedenen Ablehnung der Vorschläge des Reformausschusses fest: „Die Gewerkschaften dürfen es sich nicht gefallen lassen, daß nur die Arbeiterschaft die Opfer der Rationalisierung tragen soll. Die Arbeitslosigkeit wird im Laufe der Zeit geringer werden. Wir können es nicht zugeben, daß der Reichsfinanzminister bei seiner Ablehnung verbleibt, der Reichsanstalt für die Arbeitslosenversicherung auf keinen Fall Sonderbeiträge zur Verfügung zu stellen. Wie gering erscheint eine solche Summe im Vergleich mit den riesigen Lohnverlusten, die durch den Arbeitsausfall entstehen. Die Gewerkschaften haben eine Erhöhung der Beitragslasten angeboten, die andere Seite hat sie nicht angenommen. Was die Unternehmer beizutragen haben, wird letzten Endes doch auch von der Arbeiterschaft erarbeitet. Erst sprach man nur von Mißbräuchen, jetzt soll dieser Einwand plötzlich nicht mehr gelten? Jetzt soll eine Verminderung der Leistungen notwendig sein? Die Gewerkschaften werden sich dagegen zur Wehr setzen.“

Die Versammlung nahm einstimmig eine Entschließung an, in der die oben dargelegten Einzelforderungen erhoben und über die Arbeitslosenversicherung im allgemeinen folgendes gesagt wird:

„Der vorgeschlagene allgemeine Leistungsabbau wird mit dem Zwang zur finanziellen Sanierung der Arbeitslosenversicherung zu rechtfertigen versucht, wobei ein Jahresdurchschnitt von 1,1 Millionen Unterstützer zugrunde gelegt wird. Der Bundesausschuß erhebt schärfsten Protest dagegen, daß ein so furchtbares Ausmaß von Arbeitslosigkeit kaltblütig zur Grundlage einer Dauerregelung der Versicherung gemacht wird. Er verlangt, daß statt dessen endlich energische Abwehrmaßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit durchgeführt werden, wei sie von den Gewerkschaften seit Jahren vorgeschlagen sind, und zu denen nunmehr auch eine weitere Verkürzung der Arbeitszeit hinzutreten muß.

Ein Abbau der Arbeitslosenunterstützung läßt sich umso weniger begründen, als tatsächlich die von der Mehrheit der Sachverständigenkommission empfohlene Beitragserhöhung um ein halbes Prozent in Verbindung mit einer erträglichen Regelung der Saisonarbeiterunterstützung ausreichen würde, um die Sanierung der Versicherung herbeizuführen.

Aus allen diesen Gründen verlangt der Bundesausschuß von der Regierung und dem Reichstag die Ablehnung aller auf den grundsätzlichen Abbau der Versicherungsleistungen gerichteten Bestrebungen. Er stimmt der Haltung seiner Sachverständigen in der Reformkommission zu und beauftragt den Bundesvorstand, alle Maßnahmen zu treffen, um eine Regelung im Sinne der bisher vom Bundesvorstand vertretenen Auffassung zu erreichen.“

Berufskrankheiten und ihre Bekämpfung

Von Dr. S. Karfiol (Bielsko).

Dem Beispiel anderer europäischer Staaten folgend, hat auch die polnische Gesetzgebung in letzter Zeit dem wichtigen Problem der Berufskrankheiten ein besonderes Augenmerk zugewendet. Eine Verordnung des Staatspräsidenten vom 22. August 1927 befaßte sich zunächst mit der Feststellung des Begriffes der Berufskrankheiten. Eine solche Definition ist nicht leicht, sie hat bisher allen Gesetzgebern große Schwierigkeiten gemacht. In der Verordnung heißt es:

„Als Berufskrankheiten werden akute oder chronische Erkrankungen angesehen, welche infolge der Ausübung eines bestimmten Berufes, und zwar aus dem Wesen der betreffenden Arbeit heraus, oder infolge der besonderen Arbeitsbedingungen entstehen.“

Diese allgemein gefaßte Umschreibung des Begriffes der Berufskrankheiten erforderte nähere Erläuterungen. Denn man könnte recht viele Erkrankungen in einen weisentlichen Zusammenhang mit der Berufstätigkeit bringen. Darum erschien in den Durchführungsbestimmungen zur genannten Verordnung (veröffentlicht am 26. Januar 1929) eine umfangreiche Aufzählung der Berufskrankheiten, wobei betont wurde, daß eine Ergänzung dieses Verzeichnisses noch folgen könne. Die Berufskrankheiten werden in zwei Hauptgruppen eingeteilt. Die erste Gruppe umfaßt jene krankhaften Veränderungen, welche durch die Berufsarbeit mit folgenden Substanzen bezw. chemischen Verbindungen hervorgerufen werden: 1. Methylalkohol, Aethylalkohol, denaturierter Spiritus usw., 2. Arsen, 3. Antimon, 4. Benzol, 5. Chlor, Brom, Jod, Fluor, 6. Chrom, 7. Cyanverbindungen, 8. Zink, 9. Schwefeldioxyd, 10. Phenole, 11. Formaldehyd, 12. Phosphor, 13. Phosgen, 14. Säuren, 15. Laugen, 16. Mangan, 17. Erdöle und ihre Derivate, 18. Nitroglyzerin, 19. Blei, 20. Quecksilber, 21. Schwefelkohlenstoff, 22. Schwefelwasserstoff, 23. Terpentin, 24. Kohlenoxyd. Die zweite Gruppe umfaßt Erkrankungen, welche infolge der Berufsarbeit in den nachfolgenden Berufen entstehen: 1. Die Wurmkrankheit bei Bergleuten, 2. Taubheit bei Arbeitern in Hammerwerken, bei Kesselschmieden, Webern usw., 3. Tuberkulose bei jenen Berufen, welche die Einatmung großer Staubmengen bedingen (Staubberufe), 4. Saisonkrankheit bei Arbeitern, die unter erhöhtem Luftdruck arbeiten müssen (Saisons beim Brückenbau), 5. Neurosen bei Telephonistinnen, Signalisten usw., 6. Rotzkrankheit bei Pferdewärtern, 7. Neubildungen bei Paraffinarbeitern, 8. Augenkrankheiten bei Staubberufen und bei Arbeitern, die besonderen auf die Augen wirkenden Schädlichkeiten ausgesetzt sind (Graveure, Schneiderinnen usw.), 9. Augenzittern bei Bergarbeitern, 10. Leistenbrüche bei Transportarbeitern, 11. Staublunge bei Staubberufen, 12. Hautkrankheiten bei Personen, die in ihrem Beruf thermischen, mechanischen und chemischen Hautreizen ausgesetzt sind (Maurer, Wäscher, Roentgenologen usw.), 13. Nervöse Fingerkrämpfe bei Schreibern, Musikern, Telegraphisten usw., 14. Infektionskrankheiten bei Personen, die in ihrem Berufe der Ansteckung besonders ausgesetzt sind (Gerber, Krankenpflegepersonal, Wäscherinnen usw.), 15. der graue Star bei Metallgießern und Hüttenarbeitern, 16. Gelenkbeutelentzündungen infolge ständigen Druckes auf bestimmte Gelenke bei der Berufsarbeit von Bergleuten u. a., 17. Krampfadern, Plattfüße, X-Beine bei Personen, die ihren Beruf vorwiegend stehend ausüben müssen (Kellner, Bäcker, Tischler usw.).

Diese Aufzählung soll späterhin immer wieder Ergänzungen erfahren, und zwar nach Maßgabe der Erfahrungen, die auf dem Gebiete der Berufskrankheiten gesammelt werden. Leider ist in der Verordnung sehr wenig über Maßnahmen zur Verhütung der aufgezählten Schädlichkeiten bei den einzelnen Berufen enthalten. Man will hier scheinbar auch zuvor noch Erfahrungen sammeln. Einzig und allein für das Bäckergewerbe erschien eine Verordnung des Innenministers (vom 31. 10. 1927) betreffend die Anwendung mechanischer Einrichtungen zum Mehlsieben, Mischen und Kneten.

Die Verordnung vom 26. 1. 1929 verfügt auch eine Anzeigepflicht in den meisten Fällen von beruflichen Erkrankungen. Diese Pflicht betrifft die behandelnden Aerzte. Die anzeigepflichtigen Krankheiten werden speziell angeführt. Es sind dies in erster Linie die beruflichen Vergiftungen, aber auch einige von den in zweiter Gruppe erwähnten Erkrankungen, und zwar die unter 1., 7., 12. und 14. genannten. Für die anderen aufgezählten Krankheitsfälle besteht k e i n e Meldepflicht. Die Unterlassung der Meldepflicht seitens der Aerzte wird mit schweren Strafen geahndet. Die Strafe wird von der administrativen Behörde verhängt und beträgt von 25 Zloty bis 3000 Zloty und bis zu sechs Wochen Arrest. Eine Berufung gegen die Verhängung oder das Ausmaß der Strafe an das Gericht ist binnen 7 Tagen statthaft.

Die Untersuchung zwecks Feststellung der gemeldeten Erkrankung und ihrer Ursachen soll vom Bezirksarzt gemeinsam mit dem Arbeitsinspektor durchgeführt werden. Der Bezirksarzt hat den Kranken zu untersuchen, die Art der Erkrankung und ihre Quelle festzustellen. Außerdem muß er den Gesundheitszustand der unter den gleichen Bedingungen arbeitenden Arbeitern und Angestellten des Betriebes überprüfen. Auf Grund dieses Untersuchungsergebnisses erfolgt dann die Ueberprüfung der Werkstätten, des Materials usw. gemeinsam mit dem Arbeitsinspektor.

Anordnungen betreffend die Beseitigung der Ursachen von Berufskrankheiten bezw. deren Verhütung sind Sache der administrativen Bezirksbehörden bezw. des Kreisarbeitsinspektors. Die Betriebsleiter sind verpflichtet, über die Arbeitsbedingungen und die Produktionsweise genaue Auskünfte zu erteilen. Die Arbeitsinspektoren und die Bezirksärzte haben ihrerseits die Pflicht des strengsten Amtsgeheimnisses in allen diesen Angelegenheiten. Jedenfalls ist hier der Initiative der Behörden viel Spielraum überlassen, denn es bestehen noch keine Vorschriften über den Gesundheitsschutz in den einzelnen Produktionszweigen. Sie werden in der Verordnung angekündigt. Werden sie auch wirklich das Licht der Welt erblicken? Werden die Behörden genügend Initiative zeigen, um den arbeitenden Menschen den Schutz ihrer Gesundheit zu gewährleisten?

Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund im Jahre 1928

Die „Gewerkschaftszeitung“, das Organ des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, widmet der Lage der deutschen Landeszentrale im Jahre 1928 einen Leitartikel, der zu recht erfreulichen Schlüssen Anlaß gibt: Die in vielen Ländern wahrnehmbare Tendenz der Bildung von Industrieorganisationen macht sich in Deutschland ganz besonders geltend. Die Zahl der dem A. D. G. B. angeschlossenen Organisationen ist im Jahre 1928 von 38 auf 35 zurückgegangen und die Zahl der Zweigvereine von 15 052 auf 13 810.

Obwohl in der zweiten Hälfte des Jahres 1928 gegenüber 1927 eine fühlbare Verschlechterung des Arbeitsmarktes eingetreten ist, hat die starke Zunahme der Mitgliederzahlen, die im Jahre 1926 nach Ueberwindung der Wirtschaftskrise einsetzte, auch im Jahre 1928, und zwar ununterbrochen das ganze Jahr hindurch, angehalten. Nur 4 Verbände erlitten einen Rückgang der Mitgliederzahl (insgesamt rund 1800 Mitglieder). Die übrigen Verbände erreichten Mitgliederzunahmen, die zwischen 1,9 Prozent und 18,1 Prozent schwanken. Insgesamt stieg die Mitgliederzahl des A. D. G. B. von 4 415 673 am Ende des Jahres 1927 auf 4 866 926 am 31. Dezember 1928 oder um 451 253 resp. 10,2 Prozent. Seit Beginn der neuen Periode des Aufstiegs, im September 1926, gewann der A. D. G. B. bis Ende 1928 981 382 Mitglieder. Besonders erfreulich ist, daß die rückläufige Bewegung der weiblichen Mitgliederzahl, die seit einigen Jahren zu beobachten ist, nunmehr einem neuen Aufstieg Platz gemacht hat. 1928 machten die weiblichen Mitglieder 15,3 Prozent der Gesamtmitgliederzahl aus.

Auch die Finanzkraft der Verbände hat sich im Jahre 1928 recht günstig entwickelt. Die Einnahmen sind beträchtlich gestiegen. Besonders stark vermehrt haben sich die Beitragseinnahmen. Die Verbände nahmen insgesamt 221 696 195 Reichsmark ein, gegen 182 252 326 Rmk. im Vorjahre (wovon 173 282 990 Rmk. bezw. 142 620 273 Rmk. Verbandsbeiträge). Die Beitragseinnahmen sind nicht nur entsprechend der größeren Mitgliederzahl gewachsen, sondern sie sind auch pro Mitglied gestiegen, und zwar von 40,87 Rmk. im vergangenen Jahre auf 44,02 Rmk. im Jahre 1928. Die Gesamtausgaben betrugen 1928 189 363 911 Rmk., gegen 129 463 897 Rmk. im Vorjahre, was eine Steigerung von 59 900 014 Rmk. gleichkommt. Für Unterstützungen und für Streiks wurden 1928 ausgegeben 62 540 817 Rmk. (1927 40 965 934 Rmk.) bezw. 32 224 377 (11 358 288). Den größten Teil der Unterstützungen bilden die Arbeitslosen- und die Krankenunterstützungen mit 28 059 354 Rmk. (1927 14 881 556) bezw. 24 102 272 Rmk. (17 892 547). Die starke Vermehrung der Ausgaben für Arbeitslosenunterstützung ist eine Folge der Verschlechterung der Arbeitsmarktlage in der zweiten Hälfte des Jahres 1928. Die höheren Ausgaben für Krankenunterstützung sind dagegen wohl hauptsächlich durch den allgemein ungünstigen Gesundheitszustand im Herbste 1928 verursacht worden.

Die starke Steigerung der Ausgaben für Arbeitskämpfe zeugt davon, daß die Verbände im Jahre 1928 umfangreichere und härtere Kämpfe zur Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen zu führen haben als im Vorjahre. Unter dem Schlagwort, daß die Industrie keine weitere Erhöhung der Löhne vertrage, setzten die Unternehmer den Lohnforderungen der Arbeiter schärfsten Widerstand entgegen, der zu schweren Kämpfen führte. Besonders die Metallindustrie wurde von ihnen hart betroffen.

Der Eindruck der günstigen Entwicklung der Gewerkschaften wird verstärkt durch die Ergebnisse der Jahresstatistik der Ortsausschüsse des A. D. G. B. — Von 1269 Ortsausschüssen waren 1164 an der Statistik beteiligt, mit 12 188 angeschlossenen Gewerkschaften und insgesamt 4 046 019 Mitgliedern. Im Vorjahre betrug die Zahl der erfaßten Mitglieder 3 681 651.



Diktatur und Arbeitslosigkeit

In den spanischen Hafenstädten nimmt die Arbeitslosigkeit beängstigend zu. In Barcelona sind nach der Fertigstellung der Bauten der Weltausstellung gegen 50 000 Arbeiter entlassen worden, in Sevilla eine fast gleichgroße Zahl. Auch aus den Bergwerksbezirken der Provinzen Murcia, Almeria und Huelva werden neue Entlassungen gemeldet, die mit der Unrentabilität veralteter Minenbetriebe und auch mit verschlechterter Absatzmöglichkeiten begründet werden. Die Unternehmer haben, wie jetzt allmählich bekannt wird, die von der Regierung zur Verfügung gestellten Subventionen nicht zur Rationalisierung ihrer Betriebe verwendet, sondern damit die Dividenden verbessert.

Geradezu grotesk wirkt gegenüber diesen Tatsachen die Erklärung gewisser Regierungsstellen, daß es in Spanien keine Arbeitslosen mehr gebe, sondern Arbeiter in Portugal angeworben werden müßten, damit die öffentlichen Bauten, die im Rahmen

des Wirtschaftsprogramms der Regierung ausgeführt werden, fertiggestellt werden könnten. Die Regierungsstellen erwähnen natürlich nicht, warum sich an gewissen Plätzen keine Arbeitswilligen finden ließen. Die angebotenen Löhne mußten jeden Arbeitslosen der Großstadt von der Arbeitsannahme abschrecken. Man bot den geradezu fürstlichen Lohn von 3 bis 4 Peseten. Dieser Lohn reicht kaum für eine Person, da das Existenzminimum in den Industriegegenden bei 5 Peseten liegt, und natürlich noch viel weniger für die Unterhaltung der Familie des Arbeiters, die doch zu Hause nicht von der Luft leben kann. Auch in der Landwirtschaft herrscht großer Mangel an Arbeitskräften. Ihre überaus schlechten Lohnsätze wurden trotz aller Bemühungen der Gewerkschaften nicht erhöht. Die Folge ist, daß Zehntausende von Landarbeitern nach Marokko und Frankreich auswandern. Viele Arbeitskräfte gehen nach Südamerika und Kuba.

Die Regierung hat sich schon oft mit der Arbeiterfrage beschäftigt, aber bis heute noch keine Abhilfe geschaffen. Von der Regierung erhalten die spanischen Arbeiter keine Unterstützung. Not und Hunger fördern die Radikalisierung. Aus Frankreich und Italien kommen syndikalistische Agenten, die die Stimmung der Arbeiterschaft für ihre Zwecke ausnützen. Wie überall, so wenden sich auch in Spanien die syndikalistischen und kommunistischen Elemente nicht gegen die Regierung, sondern in erster Linie gegen die Sozialdemokraten und gegen die Gewerkschaften. Bei der organisierten Arbeiterschaft fanden sie bisher wenig Anklang. Anders liegen aber die Dinge in den Gebieten, wo die Sozialdemokraten noch keinen Fuß fassen konnten. In Barcelona, der Hochburg der Anarchisten, und in den Agrarbezirken haben sie große Erfolge zu verzeichnen. Die Madrider Parteileitung der Sozialdemokratie hat nichts unterlassen, um eine Besserung der Arbeitsmarktlage und eine Erhöhung der Löhne zu erwirken. Parteifunktionäre haben unter vielen Opfern an Geld und Zeit die notleidenden Bezirke bereist, leider ohne Erfolg. Von den Regierungsstellen wurden sie in ihrer Arbeit auf jede erdenkliche Weise gehindert, und viele Arbeiter haben noch nicht den Wert der Organisation und die Bedeutung der Gewerkschaften begriffen.

Die Hauptschuld an der schwierigen Arbeitsmarktlage trägt der seit einigen Jahren bestehende Oberste Wirtschaftsrat, eine Einrichtung Primo de Riveras. Der Wirtschaftsrat setzt sich meist aus Leuten zusammen, die von Wirtschaft und Export so gut wie nichts verstehen. Ihrer Unfähigkeit ist die Verschlechterung des Arbeitsmarktes in erster Linie zu verdanken. Unter ihrem Regime hat Spanien fast den ganzen Absatzmarkt in Südamerika verloren, den es sich erst vor wenigen Jahren unter großen Opfern erobert hatte. Die ganze Weisheit der Regierung besteht in der Vorsorge, daß die Auswandernden nicht dem spanischen Volk verloren gehen, d. h., daß Spanien keine Soldaten verliert.

Die organisierte Arbeiterschaft fordert vom Staat, daß er ihr die Sorge für den Unterhalt der Familie erleichtert und dem Arbeitslosen eine dem Existenzminimum entsprechende Unterstützung gewährt. In der Regierung denkt natürlich niemand daran, den Arbeitern diese Forderung zu erfüllen. Die spanische Arbeiterschaft wird erst dann mit ihrer Forderung durchkommen, wenn sie in der Regierung etwas mitzureden hat. Einen überzeugenden Beweis dafür lieferte soeben Dänemark. Seitdem dort nach dem Sturz der Regierung Madsen-Mygdals im April die sozialdemokratische Regierung Stauning ans Ruder gekommen ist, die aus 9 Sozialdemokraten und 3 Demokraten besteht und über eine sichere Mehrheit verfügt, ist die Zahl der Arbeitslosen von 45 489 auf 28 878 heruntergegangen. Dort, wo Sozialdemokraten wirklich Bewegungsfreiheit in der Regierung haben — in Deutschland besteht diese Bewegungsfreiheit leider nicht — kann auch für die Arbeitslosen etwas geleistet werden.

Rätsel-Ecke

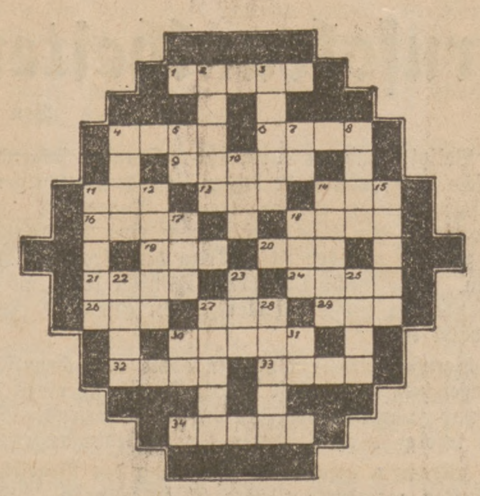
Silbenrätsel

Aus den Silben:

a — an — bahn — chris — chris — dat — de — den — e — ei — en — erb — er — fa — gott — i — ke — lei — lend — li — ne — ne — nel — nen — ner — rin — sach — sen — sen — schaft — schaft — ste — ta — te — tel — ti — ti — ti — tus — ur — wat

sind 17 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben von oben nach unter gelesen, einen Sinn ergeben. (ch wird als ein Buchstabe gelesen.) 1. Nachlaß, 2. Staat in Europa, 3. Blume, 4. Musikinstrument, 5. altertümlicher Krug, 6. männl. Vorname, 7. ehem. Königreich in Deutschland, 8. seichte Küstenstelle, 9. Planet, 10. weiblicher Vorname, 11. gereinigter Talg, 12. Verkehrsmittel, 13. Krankheit, 14. römischer Kaiser, 15. Frucht, 16. Not, 17. Rechenfaktor.

Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1. Figur aus der Operette „Die Fledermaus“, 4. Farbe, 6. Teil des Auges, 9. Berg in Sizilien, 11. europäischer Staatsangehöriger, 13. Getränk, 14. Nebenfluß des Neckar, 16. südamerikanisches Säugetier, 18. Gesangsstück, 19. Tonart, 20. ungarischer Titel, 21. Gedanke, 24. Schreibart, 26. Nebenfluß der Weichsel, 27. Artikel, 29. Lebensgemeinschaft, 30. Musikinstrument, 32. italienische Insel, 33. Stadt in Peru, 34. Edelsteingewicht.

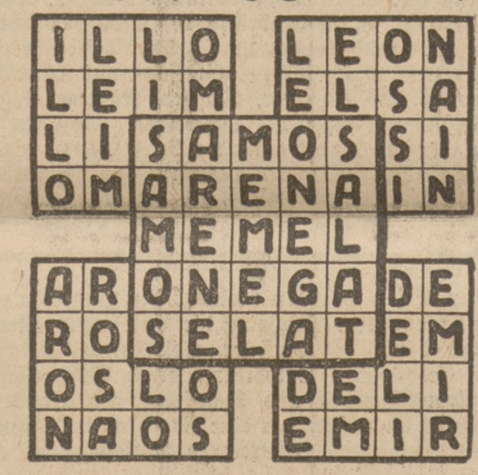
Senkrecht: 2. kaufmännischer Ausdruck, 3. Fluß in Hannover, 4. Stadt in Thüringen, 5. französischer Artikel, 7. ägyptischer Gott, 8. Figur aus „Wallenstein“, 10. Fluß in Spanien, 11. Raubtier, 12. aus dem Weltkriege bekannter Kreuzer, 14. Ertrag, 15. Haftraum, 17. Landschaft, 18. tierische Leiche, 22. Spiel, 23. Zeitbestimmung, 25. Fluß im Regierungsbezirk Stettin, 27. Schauspiel, 28. Mädchenname, 30. Fluß in Sibirien, 31. chinesisches Flächenmaß.

Auflösung des Silbenrätsels

Niemand kann zween Herren dienen.

1. Niemen, 2. Ignatz, 3. Ephraim, 4. Mieder, 5. Amrum, 6. Norden, 7. Dietrich, 8. Kanister, 9. Ardennen, 10. Neisse, 11. Niere, 12. Zange, 13. Wieland, 14. Ernte.

Auflösung des magischen Figuren-Rätsels



Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag und Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Versammlungskalender

Wochenplan der D. S. J. P. Kattowitz.

Sonntag, den 18. August 1929: Fahrt.

Die Heimabende finden im „Zentral-Hotel“ Kattowitz, Zimmer 15, statt.

Versammlungen des Bergbauindustrieverbandes am 18. 8. 1929.

Bismarckhütte. Ausflug der Zahlstelle und Festrede. Referent: Kam. Sekulski.

Lipine. Vormittags 9½ Uhr bei Machon, Referent: Kam. Smolka.

Knurow. Nachmittags 2 Uhr. Referent: Kam. Ritzmann.

Ober-Lazisk. Festversammlung nachmittags 3 Uhr. Das 40jährige Bestehen des Verbandes der Bergbauindustriearbeiter. Referent: Koll. Buchwald.

Myslowitz. Vormittags 9½ Uhr bei Strzuzyna (Lelonek). Referent: Wengerek.

Kattowitz. (Ortsausschuß.) Die dem Ortsausschuß angeschlossenen Gewerkschaften zur Kenntnis, daß das für den 18. August angekündigte Gewerkschaftsfest auf den 1. September verlegt ist. Es findet in demselben Lokal mit gleichem Programm statt.

Kattowitz. Holzarbeiter. Donnerstag, den 22. 8. 29, abends 6½ Uhr, im Zentralhotel Mitgliederversammlung. Sehr wichtige Tagesordnung. Pünktliches Erscheinen Pflicht.

Josefsdorf-Hohenlohehütte. Am Sonntag, den 18. d. Mts., vormittags 9½ Uhr, Parteiversammlung der D. S. A. P. im Lokal früher Marcy, jetzt Hoffmann. Referent zur Stelle. Um zahlreichen Zuspruch bittet der Vorstand.

Königshütte. Freie Gewerkschaften. Am Sonntag, den 18. August, nachmittags 4 Uhr, findet im Garten des Volkshauses an der ul. 3-go Maja für die Mitglieder der freien Gewerkschaften und deren Familienangehörigen ein Konzert, ausgeführt von der Tschaunerkapelle und ein Tanzkränzchen statt. Eintritt nur gegen Vorzeigung des Mitgliedsbuches.

Königshütte. Arbeiterwohlfahrt. Am Mittwoch, den 21. August d. Js., abends 6 Uhr, Vorstandssitzung im Vereinszimmer des Volkshauses. Anschließend daran findet um 7 Uhr im selben Lokal eine Sitzung des Komitees der Nähstube für Königshütte statt. Zu beiden Sitzungen wird um vollzähliges Erscheinen ersucht.

Kozlowa Gora. Am Sonntag, den 18. August, nachmittags 3½ Uhr, findet im bekannten Lokal eine Mitgliederversammlung der D. S. A. P. statt. Wir bitten alle Genossen pünktlich zu erscheinen. Gäste, von Mitgliedern eingeführt, sind willkommen. Referent Genosse Raiwa.

Siemianowitz. (D. M. V.) Sonntag, den 18. Auzust morgens um 9½ Uhr, Monatsversammlung bei Herrn Kosdon, ul. Sienkiewicza 11. Die Kollegen werden gebeten der wichtigen Tagesordnung wegen, vollzählig zu erscheinen.

Eichenau. Achtung Vorstandsmitglieder der D. S. A. P. Morgen Sonntag, den 18. August, findet um 9 Uhr morgens eine sehr wichtige Vorstandssitzung im Lokal Achtelik statt. Die Kassiererin der Arbeiterwohlfahrt wird besonders dazu eingeladen.

Myslowitz. Arbeitersänger Freiheit. Am Sonntag, den 18. August, um ½8 Uhr, findet in unserem Vereinslakal Cylinski unsere Monatsversammlung statt.

Janow. Freidenker. Am Sonntag, den 18. d. Mts., veranstaltet der Verein der Freidenker und Feuerbestattung Ortsgruppe Janow einen Ausflug nach Cmok, Gasthaus Breslauer. Sammelpunkt Gasthaus Wyglenda Janow um 9 Uhr vormittags. Abmarsch um 10 Uhr. Alle Ortsgruppen werden gebeten, sich daran zahlreich zu beteiligen.

Ober-Lazisk. Das angesagte Gewerkschaftsfest am 18. d. Mts., nachmittags 3 Uhr, findet nicht bei Mucha statt, sondern in Mokrau bei Kuß. Das Zusammentreffen findet in der Zeit der Einfahrt des Kattowitzer Zuges nachmittags am Bahnhof in Mokrau um 2 Uhr, von da Abmarsch nach Mokrau unter Vorantritt der Musikkapelle Pietraszek. Das Programm bleibt das alte.

Nikolai. Freie Sänger. Am Sonntag, den 18. 8. Ausflug nach Jamnathal. Treffpunkt am Kartoffelmarkt um 2 Uhr nachmittags. Nachzügler kommen hinters Förstershaus.

Werbet ständig neue Leser